

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46.  
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzelle oder deren Raum 20 Pfg., Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 60 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 130.

Freitag, den 7. Juni 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

## Deutschlands Aussichten in einem künftigen Kriege.

Der bekannte Militärchriftsteller Oberst Gaedke läßt soeben eine kleine Schrift erscheinen, in der er Deutschlands Aussichten in einem künftigen Kriege erörtert. In sachlicher Beziehung bekräftigt er vieles, was über diesen Punkt in der sozialdemokratischen Presse wiederholt gesagt worden ist, nur daß er, von denselben Voraussetzungen ausgehend, zu anderen Schlussfolgerungen gelangt als wir.\*)

Durch einen Krieg mit England würde Deutschland in eine hoffnungslose Lage geraten. England besitzt gegenwärtig 60 Linienschiffe und 32 Panzerkreuzer mit einer gesamten Wasserverdrängung von 1 207 000 Tonnen. Von den Panzerkreuzern ist nicht ein einziger älter als acht Jahre, von den Linienschiffen ist die größere Hälfte jünger als zehn Jahre. Ihnen gegenüber besteht die deutsche Flotte zurzeit aus 24 Panzerschiffen, 6 Panzerkreuzern und 8 kleinen Küstenpanzern, also aus 38 durchschnittlich geringeren Schiffen mit einer Wasserverdrängung von zusammen 350 780 Tonnen. Die Überlegenheit Englands ist also eine dreieinhalb- bis vierfache.

Die deutsche aktive Flotte besteht aus 16 Linienschiffen, 3 Panzerkreuzern, 6 kleinen Kreuzern und 10 Torpedobooten. Ihr Tonnengehalt beträgt 217 753 Tonnen, sie ist nicht viel schwächer als die russische und japanische Schlachtflotte zusammengenommen, die am 28. Mai 1905 die furchtbare Seeschlacht von Tsushima schlugen. Würde aber Deutschland mit dieser Flotte die aus Zukunftskriegsromanen berühmte „Invasion“ in England versuchen, so würde sich ihr zu allernächst die englische Kanalslotte entgegenstellen. Diese allein besteht aus 16 Panzern, davon sind 8 größer als der größte deutsche Panzer, und vier Panzerkreuzern, deren jeder stärker ist als das beste deutsche Linienschiff. Diese Kanalslotte trifft allein mit 260 700 Tonnen Wasserverdrängung die aktive deutsche Schlachtflotte, deren 174 Geschütze sie 202 entgegenstellt. Hinter der englischen Kanalslotte steht derzeit bereit die erste Division der englischen Heimflotte mit 6 Linienschiffen (darunter den berühmten „Dreadnought“) und 6 Panzerkreuzern (162 300 Tonnen), und ihr schließt sich die Atlantische Flotte an mit 6 Panzerschiffen und 4 Panzerkreuzern (134 550 Tonnen). Alles in allem, gleich beim ersten Anprall könnte England den 19 deutschen Schlachtschiffen 40 Schlachtschiffe entgegenstellen, und als nächste, nicht als letzte Reserve bleibt ihm dann die zweite und dritte Division der Heimflotte, die binnen vier Tagen kriegsbereit sein können. Über die Fähigkeiten der englischen Offiziere und Mannschaften schreibt Gaedke:

Von jeher hat die englische Flotte den höchsten Wert auf das gute Schießen gelegt, durch das die Japaner bei Tsushima binnen einer halben Stunde die russische Seemacht derart betäubten, daß alsbald jede Leitung, jeder geschlossene Widerstand aufhörte. In den englischen Offizieren aber lebt heute noch der Geist Nelsons.

Für den Fall eines europäischen Landkrieges hält Gaedke eine deutsch-österreichische Kombination für wahrscheinlich, der dann eine französisch-russische gegenüberstände, während Italien Österreich nötigen würde, einen Teil seiner Streitkräfte im Südbelien festzuliegen. Über die Wahrscheinlichkeit einer solchen Kombination läßt sich streiten, es ist aber immerhin interessant zu lesen, wie Gaedke ihre Ansichten beurteilt. Er vermutet auf Grund seiner Berechnungen, daß die wirkliche Stärke des deutschen Feldheeres die des französischen sehr bedeutend (um 300 000 Mann) übersteigen würde. Von diesem Zahlenverhältnis abgesehen, betrachtet Gaedke das französische Heer als einen ebenbürtigen Gegner, er findet es sehr löblich, die Manneszucht dieses Heeres deshalb etwa für geringwertig anzusehen, weil sie auf anderen Grundlagen beruht als die deutsche. England würde nach Gaedkes Meinung Frankreich höchstens mit 100 000 Mann zu Hilfe kommen können, deren Wert er sehr gering veranschlagt. Aber durch die Unsicherheit der österreichischen Südbelien wird die deutsche militärische Lage mit einem Schlage zu Ungunsten Deutschlands verschoben: ein Krieg gegen Frankreich oder Rußland wird dadurch „zu einem sehr gewagten, zu einem beinahe verzweifelten Unternehmen.“ Dabei vergißt Gaedke zu bemerken, was unseres Erachtens außerordentlich wichtig ist, daß die absolutistischen Zustände des Deutschen Reiches gerade nicht geeignet sind, die richtigen führenden Kräfte an die Spitze des deutschen Heeres zu bringen. Man braucht sich nur an die Ernennung des Moltkenen zum Generalstabschef und

an das anekdotische Wort von dem „bischen Friedensarbeit“ erinnern, um zu erkennen, wie die Dinge auf diesem Gebiete stehen. Der Vorteil zahlenmäßiger Überlegenheit kann aber durch unzureichende Führung wieder aufgehoben werden, wie die Kriegsgeschichte auf zahlreichen Blättern beweist.

Alles in allem: Oberst Gaedke findet die Lage Deutschlands in einem Seekriege geradezu für hoffnungslos, und auch in einem Landkriege durchaus nicht für aussichtsreich. Trotz der ungeheuren Opfer, die man der Bevölkerung zu Gunsten der Wehrkraft des Reiches abgefordert hat, befindet sich Deutschland in einer recht gefährlichen Situation. Wie war das möglich? Auch auf diese Frage gibt Gaedke eine zweifelslos richtige Antwort: Deutschlands verhältnismäßige militärische Schwäche ist eine Folge der schlechten Führung, an der unsere auswärtige Politik seit dem Stürze Bismarcks leidet. Gaedke nennt als Urheber dieser Politik den Kaiser Wilhelm II., und diese Politik selbst findet er unruhig, ohne festes Programm, dabei doch herausfordernd, die Welt mit Mißtrauen gegen Deutschlands Friedensliebe erfüllend. Darum, weil sich Rüstung und äußere Politik gegenseitig nicht gedeckt haben, „wäre ein Krieg aus unserer augenblicklichen politischen Lage heraus die furchtbarste Prüfung, die uns das Geschick auferlegen könnte.“

Welche Folgerungen sind nun aber aus diesen Tatsachen, an denen wohl ohne Unterschied der Partei niemand ernstlich zweifeln dürfte, zu ziehen? Gaedke befindet sich auf dem richtigen Wege, wenn er in seinem Vorwort sagt:

Die Politik Deutschlands kam in der Tat nicht länger autoritär geleitet werden. Die gegenwärtige Lage ist zu ernst, um ohne rückhaltlosen Freimut sprechen zu können.

Er kommt aber doch zuletzt beim umgekehrten Ende an, wenn er schreibt:

Wie die Sachen sich nun einmal entwickelt haben, bleibt uns nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und weiter zu eifern. . . . Eine tüchtige Diplomatie können wir leider, wie wir gesehen, nicht immer haben: ein gewaltiges Heer, eine mächtige Flotte zu besitzen, hängt nur von uns ab.

Das ist der bekannte logische Luftsprung. In anderen Ländern sagt die Parlamentsmehrheit: „Wir haben Vertrauen zur Politik der Regierung, darum bewilligen wir ihr die Mittel, die sie zur Fortführung ihrer Politik benötigt.“ In Deutschland heißt es umgekehrt: „Wir setzen in die Politik der Regierung das allergrößte Mißtrauen, je größer aber dieses Mißtrauen ist, desto mehr Schiffe, Soldaten und Kanonen bewilligen wir ihr.“ „Was nicht in den Kopf geht“, sagte General z. D. Liebert auf dem alldeutschen Tag, „muß in die Beine!“ Zu dieser Beinepolitik bekennet sich schließlich auch Herr Oberst Gaedke. Und doch bieten alle seine übrigen Ausführungen den schlagenden Beweis, daß alle Opfer, die das Volk bringt, vergeblich bleiben, wenn die Führung falsch ist. Würde der Reichstag, um nur ein nabellegendes Beispiel anzuführen, ein ganzes neues Armeekorps bewilligen, und würde zugleich durch das Angehörige der deutschen Regierung die letzte europäische Freundschaft Deutschlands, die mit Österreich-Ungarn, in die Brüche gehen, so wäre Deutschlands militärische Lage auch zu Lande völlig hoffnungslos. Die preußisch-deutsche Regierung aber tut mit ihrem wahnsinnigen Polenkurs alles, um die Dinge auch auf diesen Punkt der Rettungslosigkeit zu treiben. . . .

Die deutsche Bourgeoisie sieht nur eine Gefahr: die sozialdemokratische. Es fällt uns nicht ein, zu bestreiten, daß diese Gefahr, die nur eine Gefahr für die Vorrechte der besitzenden Klassen ist, wirklich besteht, und daß jeder Nutznießer arbeitslosen Einkommens allen Grund hat, sie zu fürchten. Aber es gehört ein erhebliches Maß von politischem Unverstand dazu, um glauben zu können, diese Gefahr lasse sich bekämpfen im Bunde mit dem Absolutismus und der Bureaucratie. Würde in anderen Ländern, die nicht über die antidemokratischen Macht- und Zuchtmittel des Deutschen Reiches verfügen, das Proletariat zum Siege gelangen, so wäre kein Sieg auch in Preußen-Deutschland mit Soldaten, Staatsanwälten und Polizisten nicht aufzuhalten.

Die Demokratie aber, für die einzutreten das deutsche Bürgertum zu unwissend und zu feig ist, bietet das einzige Mittel, die Gefahr zu beschwören, die für die besitzende Klasse Deutschlands die allernächste ist, die von Gaedke ganz richtig geschilderte Katastrophengefahr, mit welcher der Absolutismus unserer auswärtigen Politik Deutschlands Weltstellung bedroht. Nur ein vollständiger, um nicht zu sagen revolutionärer, weithin sichtbarer Umschwung auf diesem Gebiete könnte die Stellung Deutschlands in der Welt wieder verbessern; denn die Machtkämpfe unserer Zeit werden, trotz Gaedke, mehr mit dem Kopfe als mit den Beinen ausgefochten, eine notwendige Reform am Haupte kann nicht überflüssig gemacht werden durch die Trainierung der brutalen Körper.

Diese notwendige Reform, diese im höchsten „patriotischen“ Interesse dringend gebotene Beschränkung einer allernächsten, dringenden Gefahr könnte nur erreicht werden von einer bürgerlichen Klasse, die bereit und entschlossen wäre, statt mit dem Absolutismus gegen die Sozialdemokratie, mit der Sozialdemokratie gegen den Absolutismus zu gehen. Überflüssig zu sagen, daß es in Deutschland eine solche Bürgerklasse nicht gibt!

## Parlament und auswärtige Politik.

Als greifbares Ergebnis der jährlich wiederkehrenden Debatten über die auswärtige Politik hat der Reichstag einen Antrag Graf Hompesch und Genossen angenommen, der verlangt, daß dem Reichstage in Zukunft periodisch über die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches urkundliches Material zugehe. Selbstverständlich fügte der Zentrumsdiploamat Freiherr v. Hertling in tiefer Demut vor den Mythen der auswärtigen Politik der Begründung des Antrages hinzu, selbstverständlich könnten sich derartige Mittelungen immer nur auf Dinge beziehen, die abgeschlossen hinter uns liegen. Sich mit an den Webstuhl zu setzen, an dem die Fäden der auswärtigen Politik gesponnen werden, dieses tollkühne Verlangen zu stellen, fällt den bürgerlichen Vertretern des Volkes gar nicht ein!

Aber selbst dieser milde Antrag will der Junkerpartei als eine Umarmung sondergleichen erscheinen und die „Kreuzzeitung“ liest der Kanaille des beschränkten Untertanenverstandes ein staatsrechtliches Kolleg, daß sie nur Geld zu bewilligen und im übrigen den Mund zu halten habe. Zwar könnte man die Pflicht der Reichsregierung zur periodischen Berichterstattung und Vorlegung urkundlichen Materials über die auswärtigen Angelegenheiten daraus herleiten, daß der Reichstag nur so befähigt werde, sich über den von der internationalen Lage abhängigen Bedürfnisgrad einer angemessenen Kriegsbereitschaft ein eigenes selbständiges Urteil zu bilden. Das Blatt fährt fort:

Diese Schlussfolgerung übersteht indessen, daß dem Kaiser allein die Bestimmung und die Beurteilung der auswärtigen Beziehungen des Reichs zukommt, und daß dieser alleinigen Autorität des Kaisers als staatsrechtliches Korrelat die Verpflichtung des Reichstages wie des Bundesrats entspricht, seine Darlegung und Beurteilung der auswärtigen Lage der gesetzlichen Entscheidung im wesentlichen zugrunde zu legen.

Jede Verantwortlichkeit steht dem Reichstage für die Berechtigung oder Nützlichkeit eines vom Kaiser verfassungsmäßig erklärten oder aufgenommenen Krieges, für dessen Durchführung der Reichstag verfassungsmäßig die Mittel zu bewilligen hat. Denn das staatsrechtliche Komplement zu jener Entscheidungsbeurteilung des Kaisers über Krieg und Frieden ist die unbedingte Verpflichtung des Reichstages zur Bewilligung der Kriegsmittel.

Die etwas ungleiche Verteilung der Rechte derart, daß der Kaiser verfassungsmäßig den Krieg erklären darf und der Reichstag verfassungsmäßig die Mittel für den Krieg bewilligen muß, ist der Preis, um den die deutsche Bourgeoisie sich 1871 die einheitliche Produktionsfläche zur Entfaltung der kapitalistischen Kräfte, d. h. im Deutsch der Hohenzollernlegende die „Einheit des Reiches“ erkaufte.

Verfassungsrechtlich mag die „Kreuzzeitung“ also recht haben oder nicht — das ist keineswegs der springende Punkt. Jedenfalls hat sie in historischem Sinne insofern recht, als das parlamentarische Bürgertum in Preußen wie in Deutschland mit einer einzigen Ausnahme immer die auswärtige Politik als das Allerheiligste betrachtet hat, vor dem auch die Rechte des Parlamentarismus Halt machen müssen. Dieses eine Mal war im Jahre 1863, als das preußische Dreiklassenparlament an der preußisch-russischen Militärkonvention, die zur Niederwerfung des polnischen Aufstandes abgeschlossen war, schärfste Kritik übte. Herr v. Bismarck stellte sich damals ebenfalls auf den verfassungsrechtlichen Standpunkt, daß bei einem Kriege die Volksvertretung die nötigen Millionen widerspruchslos zu bewilligen habe, erhielt aber aus den Reihen der Fortschrittler die deutliche Antwort, daß „wenn die preußische Regierung sich mutwillig unter den ungünstigsten Umständen in auswärtige Verwickelungen einlasse und eine aggressive Politik treibe“, das Haus dann die Schnüre des Geldbeutels einfach zuziehen werde.

Seitdem aber hat sich der bürgerliche Parlamentarismus vor einer Berührung mit der auswärtigen Politik gehütet, wie der Teufel vor dem Weihwasser und ist zum bloßen Bewilligungsautomaten herabgesunken, obwohl bürgerliche Historiker (mit der Behauptung, die innere Politik hänge von der auswärtigen ab, nicht unrecht haben.

\*) Oberst a. D. Gaedke. Krieg oder Frieden? Unsere Aussichten in einem künftigen Kriege. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. Schödt.

Ist doch die innere Politik Billows wie auch mehr oder minder die seiner Vorgänger immer als ein Anhängsel der russischen Politik betrieben worden.

Der bürgerliche Parlamentarismus wird auch weiter schmelzen und zahlen. Zum Glück ist aber weder die überlebte Kunst der Diplomaten, noch dieser bürgerliche Parlamentarismus ausschlaggebend, sondern immer mehr werden die Massen, die früher gedulbig die Skinde auf den Buckel luden, bei der Gestaltung der auswärtigen Angelegenheiten ein Worteln mitzureden haben.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

**Ruch Anhalt treibt Nuffenbah.** Aus Rötchen wird gemeldet: Die anhaltische Regierung hat eine strenge Überwachung der in den Schulen des Herzogtums sich aufhaltenden Russen angeordnet. Den Anlaß hierzu haben die neulich erfolgten Verhaftungen und Ausweisungen russischer Studenten in Berlin und die Meldung ergeben, daß sich in Rötchen der Hauptstiz der russischen Sozialrevolutionäre befindet. Es steht fest, daß sich zahlreiche Mitglieder dieser Partei auf dem hiesigen Polytechnikum aufhalten und mit den Berliner Russen geheime Zusammenkünfte hatten. Ein Hochschüler des Polytechnikums ist bereits gestochen, die übrigen werden behördlich beobachtet. — Nebenfalls ist bis jetzt nicht das allergeringste bemerkt, daß die Russen etwas getan hätten, was gegen deutsche Gesetze verstößt.

**Was die Zentrumsbauern von ihrem Abgeordneten erwarten.** Im bayerischen Landtagswahlkreis Wasserburg-Trostberg ist der Zentrumskandidat Gilg bei der Wahl dem Bauernbündler unterlegen — so schreibt die „Münd. Post“ — weil ein großer Teil der Zentrumsbauern an dem ursprünglich aufgestellten, aber nicht wahlfähigen ultramontanen Kandidaten Diezreiter festhielt. Darüber jammert nun der in Kofenheim erscheinende „Wendelstein“. Das Blatt schreibt:

„Die Bauern bestanden eigenmächtig auf der Wahl eines Bauern. . . Hauptursache war die Erhaltung der Halbschule“ zur Ersparung von Dienstboten und bessere Ausnutzung der Kinder.“

Diese Mitteilung ist außerordentlich charakteristisch für die in ländlichen Kreisen herrschenden Anschauungen. Das stuh die Leute, für die sich die christlichen Arbeiterorganisationen beim Zolltarif so vor den Leuten gelegt haben.

**Endalterne Vielredner.** Eine ergötzliche Charakteristik der führenden Männer des liberalen Blocks gibt das liberale „Berliner Tageblatt“ in Nr. 275 vom 3. Juni. Das Blatt, dem man eine genaue Personenkenntnis der liberalen Blockpolitiker nicht abstreiten kann, schreibt:

„Es gibt im Reichstag, und es gibt besonders auf der liberalen Seite, eine große Anzahl freimütiger und kenntnisreicher Persönlichkeiten, aber diese Vornehmsten und Besten werden mehr und mehr von den subalternen Vielrednern und den ellenbogenstarken Fraktionsstreibern in den Hintergrund gedrängt. Man würde die „Blockpolitik“ weniger misrathisch würde die vielbefungene Partei weniger ungläubig beurteilen, wenn man auf der liberalen Kommandobrücke einen staatsmännischen Geist und eine kraftvolle Individualität erblickten würde. Eine Lauryng könnte nur dann einigen Erfolg versprechen und allenfalls fruchtbar werden, wenn dem alten, im Besitz geistigen Konservatismus solche staatsmännischen Politiker, solche starken Individualitäten gegenüberstünden. Aber immer wieder ergibt sich die traurige Tatsache: „Es ist ja niemand da!“ Und so sieht man das ziemlich kraftlos geleitete Schiff nicht gerade mit Siegeszuversicht in die treibenden Höhen schlenken.“

**Hauptmann, Müller-Neinungen, Wiemer** und wie die großen Geister des „entschiedenen Liberalismus“ kocht noch heißen: subalterne Vielredner und ellenbogenstarke Fraktionsstreiber! Und das konstatiert ein liberales Blatt! Eine bittere Pille für die liberalen Staatsmännchen.

### Oesterreich-Ungarn.

**Ministerpräsident und Sozialdemokratie.** Der gewaltige Erfolg der österreichischen Sozialdemokratie bei der ersten Probe des allgemeinen Wahlrechts hat unter den bürgerlichen Parteien, die ja meist sehr schlecht bei den Wahlen gefahren sind, den Gedanken aufstochen lassen, daß dieser „Mißerfolg“ des neuen Wahlrechts dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Beck, der es bekanntlich wahr verteidigt hat, seinen Posten kosten könne. Herr v. Beck scheint aber viel mehr von dem „Mute der Kollidität“ wirklich zu besitzen als Fürst Billow, der bekanntlich dieses schöne Wort erfunden hat. Nach dem „Berliner Tageblatt“ soll der Ministerpräsident sich bei dem Empfang der Baumwollindustriellen auf verschiedene an ihn gerichtete Fragen von Abgeordneten und Publizisten über die „Stellung“ der Regierung gegenüber den Erfolgen der Sozialdemokraten wie folgt ausgelassen haben: „Ich bin ein programmatischer Optimist“, sagte Baron Beck, „und ich sehe, daß ich dabei noch immer recht gehabt habe. Es muß man denn die Dinge immer schmerz sehen? Es findet sich überall ein Lichtpunkt, von dem aus auch die düstersten Erscheinungen freundlich zu betrachten sind. Ich bin auch jetzt trotz allem Pessimismus froher Mutes und habe nicht die Absicht, meinen programmatischen Optimismus zu verlassen.“ Von der „Hühner Lariarenaadriht“, wari ein Gast ein, „daß angeht das Ergebnis der Wahlen Cure Erzelenz der Reichsrath das Portefeuille zur Verfügung gestellt haben, scheint wenig wahr zu sein.“ „Bemig?“ sagte Baron Beck, „kein Wort! Ich weiß wirklich nicht, was die Regierung veranlassen sollte, jetzt ihren Posten zu verlassen. Ich weiß wohl, daß die Siege der Sozialdemokratie als Argumert für die verschiedensten Gerüchte angeführt werden Es ist mir aber unbegreiflich, wie man zu dem Schluß kommen kann, daß die Regierung ihr Amt verlassen müsse, und eine Partei eine Stärkung erfahren hat, von der man nicht weiß, welche Haltung sie im Parlament einnehmen wird. Hier heißt es abwarten. Die Sozialdemokratie wird sich der politischen Arbeit nicht hemmend in den Weg

stellen dürfen, wenn sie selbst etwas erreichen will. Ich höre, daß die Sozialdemokratie die zweijährige Dienstpflicht mit besonderem Eifer anstreben werde. Nun, die Regierung ist keine Gegnerin dieser Forderung, nur müssen ihr die zur Durchführung dieser oder anderer Reformen erforderlichen Mittel bewilligt werden. Die Furcht vor der Sozialdemokratie teile ich nicht. Wenn man mich immer mit der Größe der sozialdemokratischen Partei erschrecken will, antworte ich stets mit der Frage: Wann und wo beginnt eigentlich die sozialdemokratische Gefahr? Beginnt sie bei einem Abgeordneten, bei zwei oder drei? Wer kann die Ziffer angeben? Ich habe noch niemals eine einwandfreie Antwort hierauf gehört. Entweder besteht die sozialdemokratische Gefahr, dann existiert sie schon bei einem Abgeordneten, oder es ist keine Gefahr vorhanden. Die Höhe der Ziffer bestimmt keineswegs das Vorhandensein der meines Erachtens überhaupt nicht zu befürchtenden „sozialdemokratischen Gefahr“. Je größer eine Partei ist, desto größer ist ihre Verantwortung und desto mehr ist sie bestrebt, Erfolge zu erzielen. Ich glaube nicht, daß sich die sozialdemokratischen Abgeordneten von einer ersprießlichen Tätigkeit im Abgeordnetenhaus ausschließen wollen, schon deshalb nicht, weil sie gesehen haben, daß die ewigen Negationen nicht zu einem Aufschwung, sondern zu einem sicheren Untergang führen. . . .“

### Rußland.

**Des Zaren allergeringster Dumapresident.** Der zur Kadettenpartei (ungefähr den deutschen Freisinnigen entsprechend) gehörende Dumapresident Solowin bemüht sich rüthlich, die Duma den Befehlen des Zaren gefügig zu machen. Es wird gemeldet: Anlässlich der Ausrufung des Zaren bei dem letzten Empfang des Dumapresidenten, daß die Duma saumfellig arbeite, erschien am 5. Juni Solowin zum ersten Male persönlich in den verschiedenen Kommissionsitzungen, um die Mitglieder eifriger zur Arbeit anzufeuern. Beispielsweise teilte er der Kommission, die das Gesetz über die Unantastbarkeit der Persönlichkeit ausarbeitet, mit, das Gesetz müsse unbedingt bis Montag fertig sein.

Die Reichsduma setzte gestern die Beratung des Amnestie-Entwurfs auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung und lehnte die Erörterung über die Frage nach Abschaffung der Todesstrafe ab.

## Arme Kinder.

In der letzten Versammlung des Sozialdemokratischen Vereins hielt der Arbeitsekretär Genosse Schneider einen Vortrag über das Thema „Arme Kinder“. Die Ausführungen des Referenten sowie diejenigen der Diskussionsredner boten so viel des Interessanten, daß wir sie auf Wunsch der Versammlung nachstehend ausführlich wiedergeben wollen. Der Referent sagte etwa folgendes:

„Da Herodes nun sah, daß er von den Weibern betrogen war, ward er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Kinder zu Verbleiben töten, die zweijährig und darunter waren.“ Wer von uns kennt nicht die Geschichte des bethlehemitischen Kindermordes, die uns, als wir selbst noch Kinder waren, in der Schule im Religionsunterricht erzählt worden ist. Und wen von uns hätte nicht Empörung ergriffen über dieses scheußliche Verbrechen. Welcher Mörder hat nicht schon unsere Kindesseele erfüllt vor diesem Herodes, dem Mörder so vieler unschuldiger Kindlein. Gottlob, so wurde von unseren Lehrern oder Lehrerinnen hinzugefügt, kann so etwas heutzutage nicht mehr vorkommen. Wir leben heute in einem besseren, vorgeschrittenen Zeitalter, und niemand dürfte sich unterstellen, etwas Ähnliches zu vollbringen oder auch nur anzudeuten. Allerdings, das wissen wir, daß ein derartiger offener Kindermord heute, wenigstens soweit die Bevölkerung zivilisiert ist, unmöglich wäre. Jedoch auch das wissen wir, daß auch ohne den Schmirer Tod selbst in unserer als human bezeichneten Zeit unter den Kindern reiche Ernte hält, so daß man fast glauben möchte, er verrichte bestellte Arbeit. Und wir wissen ferner, daß die Zahl dieser, die schon im Kindesalter dahingerafft werden, ganz erheblich geringer sein könnte, wenn — ja wenn Menschlichkeit die Welt regierte und nicht Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die selbst vor dem zartesten Kindesalter nicht halt macht, die Lösung wäre. Freilich, nicht die Kinder der Reichen, der Wohlhabenden sind es, unter denen Gewalter Tod so reiche Beute hält, nein, in diesen Kreisen ist er ein verhältnismäßig seltener Gast, aber in den Häuten der Armen, da kehrt er gar gerne ein, da hoit er sich keine Opfer scheuenweise. Ja in den Häuten der Armen, in denen es oft so tieftraurig aussieht, wo die Not vielfach so sehr groß ist, daß nicht einmal der größte Hunger gestillt werden kann, hier wo im kleinen engen Räume eine zahlreiche Familie zu hausen gezwungen ist, dort wo alles, was nur irgend Hände hat, mitarbeiten muß, um nur den Lebensunterhalt zu erschwingen, da werden die Keime gelegt zu Siechtum und frühem Tod. Und doch, man möchte es bald verstehen, wenn Leute der Meinung huldigen, daß auch in dieser Beziehung das Leben der Güter höchstes nicht ist und daß diejenigen Kinder, denen der Tod frühzeitig Gelöser wird, oftmals noch glücklicher genannt werden können gegenüber den am Leben bleibenden Geschwistern, wenn man bedenkt, daß, als Kind armer Eltern geboren werden, in Millionen Fällen eine traurige Jugend, eine trostlose Zukunft, mit einem Worte ein freudenarmes Dasein bedeutet. Was hat ein Kind armer Eltern wohl auf dieser Welt viel zu erwarten! Mit weichen gemischten Gefühlen von seiten der Eltern wird nicht in vielen Fällen schon der Geburt des Kindes entgegenge sehen, das nicht das Glück hat, das erste oder höchstens das zweite zu sein. Wieder ein Eifer mehr, und es wollte doch schon bisher an allen Ecken und Enden nicht reichen. Und doch um wieviel glücklicher ist allermeistens dieses Kind noch gegenüber demjenigen, das als uneheliches geboren wird, das der Mutter, die ja für sich und oft genug auch für ihr Kind sorgen muß, überall hindernd im Wege steht, das nicht im Sonnenschein der Mutterliebe, sondern von fremden Leuten groß gemacht werden wird. Und wenn das Kind der Armen dann lebt, dann ist es der Fluch der Armut, der auch bereits auf sein Lager seine Schatten wirft, indem durch die Not der Eltern das junge Leben nur allzu sehr gefährdet wird. Es soll nicht meine Aufgabe sein, mich über die Säuglingssterblichkeit resp. die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren des weiteren zu verbreiten, das würde eines eigenen Vortrages bedürfen. Dinweisen möchte ich nur darauf, daß es durchaus unzutreffend ist, wenn auch Sozialpolitiker, und es gilt für deren eine ganze Masse, die tiefstehende Moral, die diese Leute in den Kreisen der Armen finden zu sollen glauben, verantwortlich machen wollen für die größere Sterblichkeit der Kinder der Armen. Zweifellos steht fest, daß Mangel an elterlicher Liebe Verwahrlosung des Kindes hervorruft, also dessen Leben

gefährden kann, wöfern nicht andere Leute für dessen Pflege bezahlt werden, wie dies bei reichen Leuten der Fall ist; aber Mangellosigkeit mindestens eben so oft vorkommt, wie bei den Armen. Es ulige aber das schönste und höchste moralische Gefühl nicht, wenn die Mittel, es zu betätigen, fehlen. Wo ist denn mehr moralisches Gefühl: Bei der reichen Frau, die sich eine Amme oder ein Kindermädchen hält, oder z. B. bei dem armen Diensthöten, der sein Kind fremden Leuten überläßt, aber dafür den größten Teil seines Lohnes zuhören muß? Wer fühlt wohl mehr die elterliche Verantwortung? Weit die Armen ihrer Pflicht nicht so nachkommen können, wie sie wohl gerne möchten, ihnen das Bewußtsein der Pflicht — mehr oder weniger verlaufullert — abzusprechen, geht denn doch nicht an. Und dann, die Reichen auch sichtlich höher zu stellen, arm und verkommen aber als gleichbedeutend zu erachten, ist lediglich der Standpunkt des Ausbeuters, der in sich eine andere Klasse sieht als in seinen Arbeitern. Es ist gewiß vieles für Geld zu haben, aber daß man sich damit die Verschickheit — nicht anderer Leute, sondern seine eigene — verschaffen könne, wäre neir. Man bleibe uns also gefälligst mit derartigen Deduktionem vom Leibe, die oberflächlich genannt zu werden verdienen, weil sie ein tieferes Eindringen in die Verhältnisse und einen klaren Blick so ganz vermissen lassen. Und wie gestaltet sich denn nun das Leben derjenigen Kinder der Armen, die allem Gefahren, die ihr junges Leben in den ersten Lebensjahren bedrohen, glücklich entronnen sind? Ob die allermeisten von uns werden aus eigener Erfahrung nur zu genau wissen, wie wenig Rosen und wie so unendlich viele Dornen auf Lebenswege des armen Kindes stehen, wenn die Familie zahlreich und das Einkommen so schmal war. Trostdem Vater und Mutter der Arbeit nachzugehen, um nur die hungrigen Mäuler stopfen zu können, es wollte doch immer nicht reichen. Da konnte nicht gefragt werden bei der Mahlzeit, ob die Kinder auch satt geworden, die Bissen mußten eben zugeteilt werden, damit jeder etwas bekam. Oder wenn der Vater früh verstorben und die Mutter mit einer Schar kleiner Kinder zurückgelassen hatte, Wie so überaus traurig sah es nicht dort im Haushalte aus. Die Mutter während des Tages außerhalb des Hauses auf Arbeit, die Kinder sich allein überlassen. Da war bei dem geringen Verdienst der Mutter und dem eventuellen Mißversdienst eines oder des anderen der noch schulpflichtigen Geschwister nicht nur an kein Sattessen zu denken, nein, hungrig morgens zur Schule, mit hungrigem Magen abends ins Bett — wie so oft ist das nicht vorgekommen. Und dann in der Schule. Da wurde nicht gefragt, ob man schon etwas zu essen bekommen, ob man Zeit gehabt hatte, die Schularbeiten zu machen oder ob man nicht vielleicht während der schulpflichten Zeit hatte arbeiten und mitverdienen müssen. Wehe dem, der seine Arbeiten nicht gemacht hatte oder vor Hunger oder Müdigkeit nicht die Spannkraft hatte, dem Unterricht folgen zu können. Unbarmherzig kaufte der Stoch des Lehrers auf den Rücken des Armen, ja des doppelt Armen, nieder. Ja, doppelt arm war er, weil seine Armut auch noch an ihn gestraft wurde. Auch das haben ja leider die Kinder der Armen vor den Kindern der Wohlhabenden, die eine bessere Schule besuchen können, voraus, daß in ihren Schulen, den Volksschulen, noch die Prügelstrafe herrscht. Für die Armen ja auch gut genug, wie sollte man die auch wohl ohne Stoch regieren können. Und wie vielen armen Kindern geht es nicht heute noch genau ebenso, wie es uns, ihren Vätern und Müttern ergangen ist. Wieviel Kindlein mögen auch heute Abend wohl hungrig zu Bett gegangen sein; wieviele andere wohl bis jetzt gearbeitet haben und wieviele werden nicht noch in dieser Stunde bei der Arbeit sitzen und des erquickenden und stärkenden Schlummerns entbehren müssen. Und morgen in aller Frühe wird der Tag genau so beginnen, wie der heutige geendet hat. Fürwahr ein freudloses, aber auch ein menschenunwürdiges Dasein. Das Kapitel der Kinderarbeit! Es gibt wohl kein traurigeres. Wohl kaum etwas anderes wirkt so aufreizend, wie der Gedanke an die vielen Tausend freudloser Geschöpfe, die die schönste Zeit ihres Lebens in monotoner Gleichförmigkeit dem Moloch Erwerbsarbeit opfern müssen. Die Zahl der erwerbstätigen Kinder ist auch in unserer Zeit noch eine erschreckend hohe. Zwar tritt hier in Liebek, wo zur Zeit die Industrie noch wenig entwickelt ist und sich die Haupttätigkeit der erwerbstätigen Kinder auf Arbeiten im Handelsgewerbe und auf Botengänge beschränkt, die Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft nicht so kraß zu tage, wenn auch zuzugeben ist, daß manche auf Erwerb gerichtete Kinderarbeit verborgen bleibt. Aber gehen wir einmal aus Land, oder sehen wir uns einmal in den Großstädten oder in den Industriegegenden um. Der Menschheit ganzer Jammer packt uns an, wenn wir die armen Wärmer eingespant sehen in die harte Fron. 10 ja 12 Stunden täglich arbeiten da tauende von Kindern, sogar zur Nachtzeit und Sonntags, wenn z. B. die Saison herrscht und der sich gerade bietende Verdienst mitgenommen werden muß. Und dann das Alter, in dem viele Kinder schon zur Erwerbsarbeit herangezogen werden. Hunderte von 4-5jährigen Kindern sind in der Produktion tätig, tausende von 6- und 7-, zehntausende von 8- und 9jährigen. Wieviele Mütter, wenn sie zu Weibnachten oder zum Geburtstag Geschenke für ihre Lieblinge einkaufen, wieviele Kinder, denen die hellen Augen leuchten beim Anblick all der Herrlichkeiten, die Elternliebe ihnen bescheert hat, mögen wohl ahnen, daß solche fleißige Kinderhände ernstg tätig sein mußten, um diese Herrlichkeiten zu schaffen. Und dann die Entlohnung der Kinderarbeit. Eine wahrhaft miserabel; so daß es vom Standpunkte der Gesamtheit aus als ein Verbrechen erscheinen muß, um dieses Pappentfels willen Kinder in ihrer Entwicklungsmöglichkeit zu beeinträchtigen. Aber danach wird eben nicht gefragt. Der Kapitalismus braucht aber billige Arbeitskräfte. Kann der Familienvater mit dem Lohn nicht aus, nun so mag er zusehen, wie ers macht. Mag er seine Kinder doch zur Arbeit heranziehen. Was schiert es den Kapitalisten ob diese Kinder bei ihrer Arbeit bleich und ungesund werden; ob schon frühzeitig der Keim für spätere Krankheiten in sie gelegt wird; ob der Geist erschläft in dem monotonen ewigen Einerlei; ob als Folge der Ausnutzung der Jugendkraft vorzeitig geistige und körperliche Schwäche und gänzliche Erwerbsunfähigkeit eintritt. Ihm ist sein Profit die Hauptsache. Und genau so wie in der Industrie ist es in der Landwirtschaft. Auch die in der Landwirtschaft tätigen Kinder leiden an Gesundheit und Geist weit mehr, als man in der Regel zugestehen möchte, weil eben auch hier die kindliche Arbeitskraft weit über alles vernünftige Maß ausgebeutet wird. Gehen wir nur einmal nach Ostfriesland, dem gepriesenen Junkerparadies, da werden wir finden, daß die Ausbeutung der Kinder eine besonders kraße ist, indem diese vielfach vom Morgen grauen bis in die finstende Nacht — oft im glühendsten Sonnenbrand — zusammen mit den Erwachsenen schwer arbeiten müssen. Was unsere Agrarier immer von der Kinderarbeit auf dem Lande behaupten, daß dieselbe so gesund sei, ist denn auch nichts anderes als eitel Funtferi. Diese Behauptungen werden auch widerlegt durch die auf dem kürzlich abgehaltenen Tuberkulose-Kongress von wissenschaftlicher Seite gemachten Ausführungen, daß auf dem Lande verhältnismäßig mehr Menschen an Tuberkulose erkranken als in den Städten. Und dann die stillen Gesfahren, denen das in der Landwirtschaft tätige Kind ausgesetzt ist. Das fortwährende Zusammensein mit den Rachen

und Mädchen, das Wohnen in denselben Stuben, das Mit-  
anhören und Mitansehen alles dessen, was für Kindererzogen  
und -Nutzen nicht bestimmt ist, all dies wirkt nur zu leicht  
demoralisierend auf die Kinder ein. Doch das Bild des  
Zammers und Glends der Kinderarbeit würde kein vollstän-  
diges sein, wenn wir nicht auch der Armut gedenken,  
die vornehmlich in den Großstädten durch Verkauf  
von Streichhölzern, Blumen, Schuhriemen, Hampel-  
männern usw. einige Wenige zu verdienen suchen  
müssen. Wer nur einmal während der Wochen vor Weich-  
nachten in Berlin die Leipzigerstraße oder einer der an-  
grenzenden Straßen entlang gegangen ist, der wird das Bild  
des Jammers, das sich ihm dort enthüllt hat, in seinem  
ganzen Leben nicht vergessen. Abgehärmte Knaben und  
Mädchen, schon im Alter von 4 Jahren, stehen dort dicht an  
sich in dünner und zerklüftener Kleidung in Wind und  
Wetter, in Schnee und Kälte und preisen den Vorübergehenden  
ihre Waren an. Es friert einen ordentlich, wenn man  
so etwas sieht. Und wenn dann am Weihnachtsabend in den  
Häusern bereits die Tannenbäume im Lichterglanze strahlen,  
wenn andere glücklicheren Kindern schon der Weihnachtstisch  
gedeckt ist, dann stehen diese armen Würmer noch bis in die  
finstere Nacht hinein auf ihrem Platze, und ob ihnen auch  
die Augen zufallen wollen, ob ihre Glieder vor  
Kälte zittern, sie müssen ausharren, so lange sich  
noch irgend Gelegenheit bietet, die Ware an den Mann  
zu bringen. Fürwahr eine passende Illustration zu der  
alljährlich in den Kirchen und in den bürgerlichen Zeitungen  
aus neue verkündeten Weihnachtsbotschaft: Friede auf  
Erden. Wie sagte doch unser Lehrer mit Bezug auf den  
christlichen Kindermord? Gottlob, wir leben in einer  
besseren, vorgeschrittenen Zeit, in einer gestützten Welt.  
Niemand dürfte sich heute unterstehen, etwas Ähnliches zu  
vorkommen oder anzudeuten. Tamsals glaubten wir ihm.  
Heute jedoch wissen wir, daß er nur zum Teil recht hatte, denn  
vom Kapitalismus und durch das von diesem beherrschte  
Wirtschaftssystem werden ungezählt alljährlich viele Tausende  
unschuldige Kinder zu Grunde gerichtet. Und das trotzdem  
wir seit einigen Jahren ein sogenanntes Kinderschutzgesetz  
haben, von dem sich manche Leute so sehr viel versprochen,  
das aber wie so manch andere sogenannte Arbeiterchutzgesetz  
nichts Nützes und nichts Ganzes ist. Und fügen wir hinzu,  
auch in der heutigen Gesellschaftsordnung nicht sein  
kann, weil eben in weiten Schichten der Bevölkerung  
Armut und Not herrscht, für deren Beseitigung nichts  
getan wird, weil den Arbeitern der volle Ertrag ihrer Arbeit  
nicht gewährt wird und eben den Kindern vieler Familien  
lediglich die Wahl bleibt zwischen arbeiten oder hungern.  
Aus diesen Umständen erklären sich denn auch die mannig-  
fachen, dem eigentlichen Charakter eines Kinderschutzgesetzes  
entgegengesetzten Wirkungen desselben, von denen nur ein  
Beispiel hier angeführt sei. Die Beschäftigung von Kindern  
in Fabriken und Werkstätten ist mit einigen Ausnahmen ver-  
boten. Durch dieses Verbot sind jedoch diese Kinder ledig-  
lich der Heimarbeit in die Arme getrieben worden, in der  
die Ausnutzung der kindlichen Arbeitskraft eine fast noch  
schlimmere ist. Man verbessere darum erst einmal die wirt-  
schaftlichen Verhältnisse, man lasse denen, die ihre Arbeits-  
kraft in den Dienst der Gesellschaft stellen, den vollen Ertrag  
ihrer Arbeit zukommen, man beseitige die Herrschaft, die  
Macht des Kapitals und man wird kaum mehr nötig haben,  
derartige Gesetze zum Schutze der Kinder zu erlassen. Von  
der bürgerlichen Gesellschaft haben wir freilich eine Besse-  
rung in diesem Sinne nicht zu erwarten, darum frisch ans Werk,  
Genossen und Genossinnen, die Ihr den Ratschrei der Kinder ver-  
nonnen habt, laßt uns weder ruhen noch raiten, sondern unab-  
lässig weiterstreben und wirken für den Sozialismus, für die Her-  
beiführung einer gerechten Gesellschaftsordnung, in der es  
weder Reiche noch Arme geben, in der aber auch unseren  
Kindern wieder eine fröhliche, sonnige Kindheit, eine frohe,  
glückliche Jugendzeit beschieden sein wird.

In der Diskussion nahm zunächst der Genosse Wissell  
das Wort. Derselbe führte etwa folgendes aus. Die Zu-  
kunft eines jeden Volkes beruht auf seiner Jugend; alles,  
was diese schädigt, schädigt auch das Volk, hemmt den Fort-  
schritt, den Aufstieg des Volkes. Die Frage des Kinder-  
schutzes ist also eine solche von ganz eminenter Bedeutung.  
Sie ist eine Seite der Frage des Arbeiterschutzes. Schutz  
der Erwachsenen heißt auch Schutz der Kinder, wenn man  
sich der Zusammenhänge auch nicht immer gleich klar be-  
wußt wird. Wenn den weiblichen Angestellten in den Ver-  
kaufsgeschäften, um nur auf eines hinzuweisen, Sitzgelegen-  
heit geboten wird, heißt das das spätere Kind schützen. Der  
weibliche Organismus wird zur Erfüllung des späteren Be-  
nisses als Mutter geschäftigt. Schutz der Wöchnerinnen und  
Schwangeren bedeutet Schutz der Kinder so  
offensichtlich, daß es jedem einleuchten muß.  
Was die Frage des direkten Kinderschutzes anbelangt, so  
tritt uns hier vielfach noch eine ganz veraltete Anschauung  
entgegen, die, daß es im Interesse des Menschengeschlechts  
besser sei, das Unlebensfähige sterben zu lassen, damit die  
Rasse an sich um so kräftiger und lebensfähiger werde. Als  
Propheet dieser Anschauung ist da in erster Linie der Eng-  
länder Malthus zu nennen, der da meinte, daß je mehr  
Leute sich an die Tafel setzten, desto mehr hungriig wieder  
auftreten müßten. Es sei daher gut, daß die überflüssigen  
sterben. Wir können hier ja nicht das Problem der über-  
völkerung erörtern, nur kurz will ich darauf hinweisen, daß  
bisher noch trotz der wachsenden Menschheit auch die Mittel  
zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse gestiegen und ge-  
wachsen sind, und wenn in ferner Zeit einmal die Frage der  
zu großen Vermehrung für unser Volk Bedeutung gewinnen  
wird, so soll uns das heute nicht quälern. Heute ist es nicht  
die Frage des raschen Wachstums, die uns Sorge macht.  
Sorge macht aber manchem Volke, ich erinnere nur an  
Frankreich, der Umstand, der zu geringer Vermehrung. Ein  
wachsendes Volk ist ein junges Volk und ein Volk, das wächst,  
ist im Besitze jugendlicher Kraft. Ein solches Volk aber muß  
alles tun, um seine Kinder so zu schützen, wie sie nur irgend  
geschützt werden können. Da gibt es noch eine reiche Fülle  
von Arbeit, die in dieser Hinsicht geleistet werden könnte. Ich  
erinnere nur an die Frage der Säuglingssterblichkeit. Hier  
die Ursachen der Sterblichkeit vermindern, heißt Kinderschutz  
betreiben, wie er im Interesse des Volkswachstums betrieben  
werden muß. Es ist nicht wahr, daß nur das Lebensunfähige  
hinsweggenommen wird durch den Tod. Auch Kinder mit der  
denkbar besten Körperkonstitution werden dahingerafft infolge  
Schuld der Mütter, die sich vielleicht beim Bereiten der Nah-  
rung nicht so vorgehensehen haben, wie sie sich vorsehen mußten.  
Das soll keine Anklage gegen die Mütter sein. Sie mußten  
nicht besser, kein Mensch hat sie über das aufgeklärt, was  
ihnen zu wissen nötig war. Das liegt in der Na-  
tur, der Art unserer heutigen Erziehung begrün-  
det. Aufklärung der Eltern heißt also Kinderschutz!  
Wie viel läßt sich noch hinsichtlich der Fürsorge für die  
Kinder in der Schule tun. Heute wird die Pflege des  
Körpers vernachlässigt zu Gunsten eines Fortschritts des  
Geistes. Und doch kann nur in einem gesunden Körper ein  
reicher Geist wohnen. Wie viel Lebensmut wird nicht in  
der Schule zugrunde gerichtet. Wie viel Kinder müssen nicht  
mit knurrendem Magen zur Schule, bei wie vielen wird das  
Lernen nicht zur Qual. Vielleicht kann der Lehrer sich in-  
folge zu großer Schülerszahl nicht mit ihnen und ihrer Eigen-  
art so befassen, wie es notwendig wäre. Redner zitiert dann  
mehrere Beispiele unmenslicher Ausnutzung ländlicher

Kinder, die durch die Tagesprose an die Öffentlichkeit ge-  
langt seien. Da werden die Kinder von 6 bis 9 Uhr früh  
in die Schule geschickt und dann müssen sie bis in die  
finstere Nacht zur Verfügung der Gutsherren stehen, müssen  
mit Ochsen und Pferden pflügen, Kartoffeln einharnten, in der  
Heu- und Getreideernte mit den Erwachsenen mithalten. Und  
dann erhalten sie dreimal täglich Schnaps zu trinken. Und  
dann kommen sie wieder zur Schule. Der genossene  
Schnaps spricht aus den fahlen Gesichtern, sonst spricht nichts  
mehr aus ihnen. Das Fundament zum späteren Säufer ist  
gelegt, und keine Schule vermag die Kinder zu retten. Die  
Leute, die so die Kinder durch ihre Arbeit und deren Folgen  
zugrunde richten, das seien die behbehemischen Kin-  
desmörder der heutigen Zeit. Wohl nichts offenbare die  
Unkultur unserer heutigen Zeit mehr und besser, als die Ver-  
wüstung, die sie unter den Kindern anrichtet und nichts sei so  
sehr geeignet, die Kämpfer zur Beseitigung eines solchen  
Systems anzuspornen und zu vermehren, als eine nütz-  
liche Betrachtung der Frage, die der Vortragende  
als Thema seines Vortrages gewählt habe. (Ver-  
heißener Beifall.) Der nächste Diskussionsredner,  
Genosse Dr. Schlowe, führte aus, daß die Zahl der er-  
werbstätigen Kinder in Lübeck nicht so gering wäre. Es  
wäre daher wünschenswert, daß die Schulbehörde eine Um-  
frage veranstalte und deren Ergebnisse veröffentlichen. Eine  
Statistik vor Erlaß des Kinderschutzgesetzes hätte ergeben,  
daß in Lübeck verhältnismäßig mehr Kinder beschäftigt wor-  
den seien als z. B. in Hamburg und Bremen. Aber auch  
jetzt noch sehe man Kinder Arbeiten ausführen, für die sie  
nicht geeignet seien (Brot- und Zeitungsauslagen, Regel-  
aufsetzen, Wäscheaufstragen), aber auch andere Beschäfti-  
gungen, wie Kindervärten, Botengänge, raubten ihnen die  
zu Spiel und Erholung nötige Zeit. Auch in positiven  
Leistungen für den Kinderschutz sei unsere Stadt rückständig,  
sie habe z. B. wohl als einzige Stadt über 50000 Ein-  
wohner noch nicht die Einrichtung der Schulärzte. Der An-  
trag unserer Genossen auf Errichtung von Säuglings-Pflege-  
stellen sei jetzt allerdings von der Bürgerschaft einer  
Kommission überwiesen worden, doch sei abzuwarten  
inwieweit nur unseren Forderungen durch die Kom-  
mission wohl Rechnung getragen werden würde  
So sei der Kinderschutz vor allem Aufgabe der Kommunal-  
politik und deshalb hätten die Genossen durch eifrige Bet-  
eiligung an den Wählerstimmen für unsere Ziele Propa-  
ganda zu machen. Auch diese Ausführungen fanden lebhaften  
Zustimmung.

In seinem Schlußwort ging der Referent noch mit der  
Tatsache ins Gericht, daß sogar viele Arbeiter ihre Kinder  
in die Sonntagschule und zum sogenannten Kindergottesdienst  
schicken. Dadurch fördere man nicht das Wohl des Kindes.  
Es sei auch ein Zitat Kinderschutz, die Kinder so zu erziehen,  
daß sie in stande sind, unser Werk weiterzuführen und mög-  
lichst weit zu einem glücklichen Ende zu bringen. Die Kirche  
hat längst Zeit gehabt, für die Verbesserung der Lage des  
Volkes tätig zu sein; sie hat es aber unterlassen, in diesem  
Sinne zu wirken, sondern hat es stets mit den Nachthaben  
und Reichen gehalten. Von ihr hat die Arbeitererschaft nichts  
zu erhoffen. (Stürmischer Beifall.)

## Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Freitag, den 7. Juni.

**Warum gestreift wird!** Unter diesem Stichwort be-  
handeln die „Lübeckischen Anzeigen“ einen Vorfall, der sich  
trotz dem in der Vergangenheit abgepielt hat. Aus einer an und  
für sich ziemlich bedeutungslosen Sache macht das Amts-  
blatt einen Streit. Behauptet wird, daß die Maurer auf  
dem Heidenreichischen Bau deshalb streikten, weil sie nicht  
mit dem neugebauten Keller zusammen arbeiten wollten.  
Jedenfalls stammt die Weisheit der „Lübeckischen Anzeigen“  
aus Unternehmungskreisen, die heute glauben, mit ihren  
Arbeitern „Schindluder“ spielen zu können. Wir wollen jedoch  
in nachfolgendem die Gründe anführen, welche für die Lö-  
sung des Arbeitsverhältnisses der dort beschäftigten Maurer  
maßgebend waren: Vor allen Dingen soll es nach Meinung  
der betr. Maurer dem Keller überhaupt an den  
notwendigen Fähigkeiten fehlen, einen Bau ordnungs-  
mäßig leiten zu können. Bezeichnend hierfür ist,  
daß recht oft die Maurer gezwungen waren, Arbeiten, die  
sie glauben eben vollendet zu haben, wieder abbrechen zu  
müssen, um sie umzuändern. Wer es weiß, welche angenehme  
Arbeit das ist, wird es begreiflich finden, daß einem die Lust  
vergeht, auf einer solchen Stelle zu arbeiten. Es ist selbst-  
verständlich, daß in solchen Fällen verhuht wird, dieses dem  
„Argunsange“ des Unternehmers zu entziehen, indem dann  
versucht wird, mit allen möglichen Mitteln den Schaden aus-  
zugleichen. Des weiteren gefiel den Mauern die Vermaue-  
rung resp. Verankerung der an der Fassade zur Verwendung  
kommenden Sandsteinblöcke nicht. Nach ihrer Meinung sei  
dabei nicht nach den Regeln der Baukunst verfahren, so daß  
sie in ständiger Gefahr geschwebt hätten, Leben und Gesund-  
heit dabei aufs Spiel zu setzen. Aus diesen Gründen haben  
die Maurer das Arbeitsverhältnis „gelöst“, aber nicht  
wie die „Lübeckischen Anzeigen“ fälschlich gestreift. Die-  
ses haben die Maurer auch dem Unternehmer  
mitgeteilt als Grund zur Lösung des Arbeitsverhältnisses.  
So viel Freiheit dürften die Maurer doch wohl noch haben,  
selbst darüber zu bestimmen, wo sie arbeiten wollen. Stellen  
doch auch die Unternehmer nur diejenigen Arbeitskräfte ein,  
— welche ihnen genehm sind. Daß nun auch andere Maurer  
die Arbeit auf dem betreffenden Bau verweigert haben, ist  
auf das Solidaritätsgefühl der einzelnen Kollegen zurückzu-  
zuführen. Wie machen es nun aber die Unternehmer? Nach-  
dem die Maurer am Sonnabend in einer Resolution (siehe  
Nr. 126 d. R. Volksbote) ihren Standpunkt zu der Ange-  
legenheit festgelegt hatten, fehlte es ihnen an Gründen, um  
die angebotene Auspflügerung auszuführen. Dafür will man  
nun sein Mähtchen an den verheirateten resp. anfangigen  
Mauern kühlen, indem man denselben auf dem Arbeits-  
nachweise des Arbeitgeberverbandes keine Arbeit zukommen  
läßt. Trotzdem in den letzten Tagen eine ganze Anzahl zu-  
gegriffener Maurer Arbeit erhielt, ist nur ein einziger Verheir-  
ateter von den schon seit einer Woche und länger Ein-  
gezeichneten eingestellt worden. Wie verkautet, soll diese Laktif  
noch weiter verfolgt werden, um die aussätzigen Maurer zu  
züchtigen. Warten wir ab. Dafür dürfte aber auch gefordert  
werden, daß die Pläne der Unternehmer in der gebührenden  
Weise Beachtung finden. Kollegen von auswärts tun gut,  
bis auf weiteres Lübeck zu meiden. Vor allen Dingen  
dürfen sie sich nicht früher um Arbeit bemühen, bis sie sich  
im Bureau des Zweigvereins Johannisstraße 50-52 gemel-  
det haben.

**b. Im Empire-Theater** auf dem Burgfelde (Direktion  
Weber-Delaune) finden zurzeit allabendlich gut besuchte Vor-  
stellungen statt, die viel des Mannigfachen und Interessanten  
bieten. Besonderen Beifalls erfreut sich Fred Kollen, der  
u. a. als lebendes Bild in den verschiedensten Posen die  
Musikatur des menschlichen Körpers in all den kraftvollen  
Formen und Bewegungen zeigt, wie wir sie beim Be-  
schauen der Werke klassischer Bildner bewundern. Geschwister  
d'Alville leisten nicht minder Gutes. Die sogenannte Todes-  
fahrt hält die Zuschauer wenige Sekunden in lautloser Span-  
nung festgebannt. Die kinematographischen Biecen bringen  
lauter neue Bilder, die zum Teil stark mit französischer  
Pikanterie durchsetzt sind. — Ein Besuch des Theaters ist zu

empfehlen. Sonnabend und Sonntag finden je zwei Vor-  
stellungen statt.

**Wittelsbacher.** Man schreibt uns: Die morgige un-  
widerflichste Aufführung von Repetieren „Kapfen-  
reich“ findet zu billigen Preisen, jeder Platz 50 Pf., statt.  
Das hochinteressante Stück, in vorzüglicher Darstellung, wird  
sicher ein ausverkauftes Haus finden. Für das Gastspiel  
des Hofchauspielers Hans Wahlberg macht sich reges  
Interesse bemerkbar. Die Wahl der Stücke verstreift aber  
auch hochinteressante Abende. Die Sonntags-Vorstellung  
bringt: „Der wilde Kientingen“ von Moser und  
Troha. Die Titelfolge hat in Herrn Wahlberg einen außer-  
ordentlich glänzenden Vertreter, aber auch die anderen Haupt-  
partien sind mit den ersten Kräften unserer Sommerbühne  
besetzt. Am Dienstag folgt als zweite Gastrolle der Fuhr-  
mann Hentschel in Verhart Hauptmanns gleichnamigem  
Schauspiel.

**Gadebusch.** Vorrich beim Feueranzünden.  
Mittwoch wurde die 18jährige Tochter eines Arbeiters von  
dem Rittergut Lüchow in das hiesige Krankenhaus schwer ver-  
letzt eingeliefert. Die Mütter der Kleinen hatten beim  
Feueranzünden mit Petroleum Feuer gefangen, wodurch  
das Unglück entstand. Das Kind liegt hoffnungslos darnieder.

**Hamburg.** Ein Großfeuer kam gestern nachmittag  
auf einem Zimmerplatz am Grewenweg in Hammerbrook  
zum Ausbruch. Der Materialschaden ist ein erheblicher.  
Der Uhnarchitekt Oker hat anscheinend auch die hiesige  
Feueranmeldung mit Petroleum Feuer gefangen, wodurch  
das Unglück entstand. Der Materialschaden ist ein erheblicher.  
Der Uhnarchitekt Oker hat anscheinend auch die hiesige  
Feueranmeldung mit Petroleum Feuer gefangen, wodurch  
das Unglück entstand. Der Materialschaden ist ein erheblicher.  
Der Uhnarchitekt Oker hat anscheinend auch die hiesige  
Feueranmeldung mit Petroleum Feuer gefangen, wodurch  
das Unglück entstand. Der Materialschaden ist ein erheblicher.

**Altona.** Ein trauriger Vorfall aus Süd-

west-Afrika, der einem Soldaten unserer Schutztruppe  
das Leben gekostet hat, bildete die Unterlage für eine Anklage  
gegen den ehemaligen Kanonier T. von der 2. Ersatzbatterie  
in Südwest-Afrika, die vor dem Kriegsgericht der 17. Division  
zur Verhandlung kam. T. wurde im Jahre 1904 mit dem  
Dampfer „Gertrud Woermann“, der bei seiner Ankunft in  
Senegambien strandete, nach Afrika befördert. Gleich nach  
Ankunft kam T. am 27. November mit mehreren Kameraden  
auf Kraakwache. Als sie die Wache wieder verlassen und zur  
Stadt marschierten, sahen sie in einer Gastwirtschaft den ihnen  
bekannten Heizer G. von der „Gertrud Woermann“. Die  
Soldaten traten ins Haus und T. gab dem G. auf dessen  
Ersuchen seinen Karabiner, dabei auf die ausdrückliche  
Frage des Heizer G., ob die Waffe geladen sei,  
erklärend, die Waffe sei nicht geladen. Kanonier T.  
hatte sich geirrt, denn tatsächlich lag in dem Karabiner eine  
scharfe Patrone. G. spannte den Karabiner, legte an und  
drückte ab. Der Schuß entlud sich und die Kugel drang dem  
in der Nähe stehenden Kanonier in den Hals und verletzte  
ihn das Rückgrat, jedoch der Mann nach wenigen Stunden  
starb. Der unglückliche Schütze ist vom Bezirksgericht in  
Senegambien wegen fahrlässiger Tötung zu drei Monaten  
Gefängnis verurteilt. Die Anklage gegen T. hat sich bis  
heute hingezogen. T., der als Invalide aus Afrika in seine  
Vaterstadt Hamburg zurückgekehrt ist, ist reumütig geständig,  
er will tatsächlich geglaubt haben, daß die Waffe ungeladen  
sei. Das Gericht verurteilt ihn wegen unvorsichtiger Ver-  
handlung seiner Waffe, wodurch der Tod eines Menschen  
verursacht ist, zu zwei Monaten Gefängnis.

**Lubwigslust.** Spiele nicht mit Schießgewehr.  
Der Knabe Kröger hatte dem Hofgärtner Klies einen An-  
zug überbracht und sah dann der Schießerei der beiden  
Gärtnerlehrlinge zu. Als er sich aus dem Garten wieder  
entfernte, legte ein Lehrling das Fesching „aus Spaß“ auf  
ihn an, und die Kugel drang von hinten durch die Kleidung  
und blieb am Knochen stecken. Bei geringer Entfernung  
hätte sie nach Aussage des Arztes die Lunge durchbohrt.  
Trotzdem ist noch Lebensgefahr vorhanden.

**Flensburg.** Unschuldiger hingerrichtet? In an-  
geklagte Wiederaufnahmeverfahren in Sachen des angeblich  
unschuldig hingerrichteten Martin Depp ist vom Justizmi-  
nister die Erhebung sämtlicher von der Verteidigung ange-  
botener Beweismittel angeordnet worden. Auch die Behauptung  
der Täterschaft des wegen ähnlicher Kindermorde im  
Greifswald verurteilten Lustmörders Tschorn ist zum Gegen-  
stand gerichtlicher Nachprüfung gemacht worden. Von dem  
Ausfall der neuen Untersuchung die diesmal nicht von der  
Staatsanwaltschaft, sondern vom Gericht geführt wird, hat  
der Minister beschleunigten Bericht eingefordert.

**Binnenberg.** Eine starke Windhose ging über  
Klewendich-Neuendich-Rosengarten nieder, die großen Scha-  
den anrichtete. In das Dach der Scheune des Hofbesizers  
Timm-Klewendich riß die Windhose ein etwa 10 Meter  
großes Loch, bohre sich dann in die Pinnau und brachte  
das Wasser bis über 7 Meter hoch. Vom Hause des Gast-  
wirts Ladewig-Neuendich wurden etwa 4 Meter Dach-  
pfannen abgedeckt und die eine Durchfahrtsstür fortgeschleu-  
dert. In Rosengarten wurden vom Wohnhause der Hofbe-  
sizerin Wwe. Stahl etwa 30 Meter Dach fortgeschleudert  
und auch die Scheune und das Sommerhaus stark demo-  
liert. Auch die Bäume haben im Bereiche der Windhose  
stark gelitten, die Kronen sind abgeschlagen und fortgeschleu-  
dert und viele total geknackt. Zum Glück hatte der Brücken-  
wärter beim Herannahen des Wirbelsturms die Brücke nicht  
geöffnet, so daß diese unbeschädigt blieb. Gleich hinter  
Rosengarten ging die Windhose, die einen Kreis von etwa  
1000 Metern beschrieben hatte, trichterförmig hoch. Der  
Straß der Windhose, der die Erde berührte, war etwa  
5 Zoll stark.

**Bremen.** Die kaiserliche Marine als Pel-  
fershelfer des Lloyd. Immer unglücklicher gestaltet  
sich die Lage des „Nord- Lloyd“, der unter Ausbietung aller  
irgendwie verfügbaren, fragwürdigen Elemente den „sicheren“  
Transport von Personen heute noch so leidlich ausreicht er-  
hält. Jetzt ist ihm sogar die Marinebehörde zu Hilfe  
gekommen. Donnerstag sollte der „Willehad“ mit einem  
Truppentransport in See gehen. Aber wie es auf den bis-  
her ausgehenden Schiffe der Fall war, so auch hier: die  
Mannschaft fehlte. Das Maschinenpersonal wurde notdürftig  
aus den Streikbrechern auf der „Sachsen“ zusammenge stellt,  
doch mangelte es nur noch an dem Deckpersonal, ohne daß  
es ja schließlich die Reise nicht antreten konnte. Da kommt  
ihm jetzt die Transportbehörde zu Hilfe und stellt  
die fehlende Deckmannschaft aus dem Trup-  
pentransport heraus. — Also Soldaten als  
Streikbrecher! Das ist der neueste Erfolg des Lloyd.  
Vielleicht setzt er sich mit der Marinebehörde in Verbindung  
und läßt sich für die Dauer des Streiks einige Kompagnien  
Marine abkommandieren — und Augenblicklich wäre er aus  
der Klemme, in der er sich gegenwärtig befindet, heraus.

Verantwortlich für die Kubitz Lübeck und Nachbargebiete  
und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Köwig; für  
den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stellings.  
Verleger: L. H. Schwan. Druck: Fr. ed. Negele u. Co.  
Sämtlich in Lübeck.

**Herren-Anzüge** in modernstem Schnitt. **Knaben-Anzüge** in allen Fassons.

Herren-Lüster-Joppen, Herren-Wasch-Joppen, Knaben-Wasch-Anzüge, Knaben-Wasch-Blusen, } **enorm billig.**

**Herren-Stroh-Hüte** von 35 Pfg. an.  
**Knaben-Stroh-Hüte** von 28 Pfg. an.

Beckergrube 18. **Feldmeier, Slump & Elberfeld.** Rote Rabattmarken.

**Uhren**

Huxstraße 78, Laden.  
 Frieda Mohrmann.



Uhren u. Goldwaren  
 Trauringe, 988 u. 585 gef.,  
 anerkannt billig bei  
**Ernst Gentzen**  
 Uhrm., Königsstr. 62, b. d. Huxstr.  
 Gebe rote Rabattmarken.

**Gelegenheit!**

Ein Posten Pfeifen,  
 Stöcke, Zigarrenspitzen, Zigarrentaschen,  
 Meerschaum- und Bernsteinspitzen.  
 bis 50 Proz. unter Preis.  
 Frieda Mohrmann, Huxstr. 79.

**Betten, Bettfedern**  
 u. a. **Betten-Artikel**

kaufen Sie billig und recht bei  
 Markt **Otto Albers** Kohlm.  
 4. 10.  
 3. B. komplette Betten von 12,50 Mk. an,  
 Federn pr. Pfd. von 45 Pf. bis 4 Mk.  
 00 Rote Lubeca-Marken. 00

Kaufe jeden Posten  
 grüne Stachelbeeren.  
**H. Schwerdtfeger**  
 Jacobsen Nchil.  
 Meierstraße 26. Fernruf 654.

**Darüber**  
 sind sich viele Leute einig:

Nach 16 Glockengiesserstr. 16.

Das Einkaufshaus  
 besser und billigster  
**Lebensmittel**

von  
**Carl Fr. Timm**

16 Glockengiesserstr. 16  
 entspricht nach jeder Richtung  
 den heutigen Verhältnissen an  
**Leistungsfähigkeit**  
 u. **Preiswürdigkeit**

Als Beweis:  
 Der stetig wachsende Kunden-  
 kreis aus allen Stadtteilen.

Zum kommenden Herbst  
 erfolgt eine den Anforderungen  
 des Geschäftes entsprechende  
 bedeutende Vergrößerung aller  
 Geschäftsräume.

Eine Partie  
**Tilsiter Fettkäse**, pro Pfund nur **60 Pfg.**  
 Allerfeinste

**Meierei-Grasbutter** pro Pfund **Mk. 1.20.**  
 — Rote Lubeca-Marken. —

**Joh. Nagel, 51 Engelsgrube 51.**

11 Eier 60 Pfg.  
 Allerfeinste Meierei-Grasbutter, Pfund 1,20 Mk.  
 Frische Bauernbutter, Pfund 1,10 Mk.  
 Ia. Holsteinischen Landschinken im Ausschnitt.  
 Schinkenspeck, Schulterspeck, Landmettwurst.  
 Frische Mecklenburger Landeier.  
**Hans Wegener, ob. Wahnstraße 10.**  
 Auf alle Waren rote Rabattmarken.

Empfehle bis auf weiteres  
 einen größeren Posten  
**geräucherte Mettwurst**, das Pfund 90 Pfg.  
 Thüringer Wurst- und Fleischkonservenfabrik  
**Aug. Scheere.**

Detail-Geschäfte:  
 Holstenstrasse 19. Breitestrasse 44.  
 Mühlenstrasse 20. Geverdesstrasse 13.

★ **Erinnerungs-Medaillen** ★

an das  
**36. Norddeutsch. Bundeschießen**  
 Stüd 30 Pf. 9.-12. Juni 1907. Stüd 30 Pfg.

Verkaufsstellen: Georg Hohenschild, Sandstraße 19, Friedr. Nagel, Markt 14,  
 Friedr. Wessel, Holstenstraße 21. — Verkäuferinnen auf dem Festplatz.

**Oeffentliche**

**Frauen-Versammlung**

am Donnerstag, den 13. Juni, abends 8 1/2 Uhr  
**im Vereinshaus, Johannisstr. 46-52.**

Tags-Ordnung:  
 Die Frau als Mitkämpferin in der Arbeiterbewegung.  
 Referentin: Frau **Dr. Weyl-Berlin.**  
 Um recht zahlreichen Besuch bittet

Die Einberuferin.

**Zentral-Verband deutscher Brauereiarbeiter.**  
 Zahlstelle Lübeck.

Einladung zum  
**Ausflug nach Mölln**  
 am Sonntag, den 9. Juni d. Js.

Preis der Fahrkarte hin und zurück Mk. 1.45.  
 Rückfahrt 11 Uhr 5 Min.  
 Preis der Ballkarte 50 Pfg., Damen frei.  
 Abfahrt 1 Uhr 33 Min.  
 Anmeldungen nehmen die Mitglieder und Kollege D. Spittler, „Zur guten Quelle“,  
 Huxstraße 44, entgegen.

**5** Pfg. aufwärts zahle für Hausstands-  
 Lumpen, sowie für Altmetalle und  
 Gummi die höchsten Preise.  
 Alfstraße 37. Fernspr. 1818.

Mit  
 Wochenraten  
 von **1 Mark** an  
**Möbel,**  
 Anzüge, Paletots, D'-Mäntel,  
 Kostümröcke, Jackets, Kleider-  
 stoffe, Sport- u. Kinderwagen  
**ohne Anzahlung**  
 für alte Kunden.  
**H. Kesten**  
 untere  
 Johannisstraße 70.

**Lübecker**  
**Vereins-Brauerei**  
 Kontor, Auskunftsstelle:  
**Breitestr. 53, I.**  
 Fernsprecher 1172.

**Achtung!**  
**Fabrikarbeiterverband.**

Laut Beschluß der letzten Mitgliederversammlung findet die Wahl eines Delegierten zum internationalen Kongress in Stuttgart am Sonntag, den 9. Juni, von 11 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags im „Vereinshaus“, Johannisstraße 50-52, Zimmer Nr. 8, statt. Mitgliedsbuch ist mitzubringen. Um zahlreiche Beteiligung ersucht  
 Die Ortsverwaltung.

**Verband d. Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter u. Arbeiterinnen Deutschl. Zahlstelle Schwartau.**

**Extra-**  
**Mitgliederversammlung**  
 am Sonntag, den 9. Juni,  
 abends 8 Uhr  
 im Gasthof „Transvaal“.  
 Tages-Ordnung wird in der Versammlung bekannt gegeben.

Der Vorstand  
 Pflicht aller Kollegen ist es, in dieser Versammlung zu erscheinen.

**Arbeit.-Radfahr.-Verein Lübeck**  
 Sonntag, den 9. Juni:  
**Tour nach Selmsdorf**  
 zum Stiftungsfest.  
 Abfahrt 1 Uhr nachmittags vom Vereinshaus.

**Wilhelm-Theater.**  
 Sonnabend: Außer Abonnement.  
 Jeder Platz 50 Pfg.  
**Franz Adam Beyerlein's**  
**Zapfenstreich.**  
 Anfang 8 Uhr.  
 Sonntag: Aufgehobenes Abonnement.  
 1. Gastspiel des Rgl. Hofchauspielers Herrn  
**Hans Wahlberg.**  
**Der wilde Rentlingen.**

## Haeckel und Virchow.

Von Wilhelm Bölsche.\*)

I.

In den zwanziger Jahren hatte Dken große öffentliche Jahresversammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte angeregt. Dken war einer von den kühnen Köpfen, die da meinten, alle Fachweisheit sei zuletzt doch nur Vorarbeit für die große Bildungsarbeit im Volke. Ihm war der Naturforscher, und wenn er auch sein Leben lang nur über Pflanzenstauden oder Käferbeinlieder forschete, doch immer nur der verkäppte, vorbereitende Kulturpionier. Eine treffliche praktische Sache wurden jedenfalls zunächst diese Versammlungen. In einer scheußlichen Zeit der Reaktion auf allen Gebieten bekam schließlich auch der verunschönste Spezialforscher ein Gefühl, daß sein Forchten neben dem Fachwert doch auch noch den haben müsse, uns aus dem allgemeinen Dreck ein Stück wieder höher heraufzuziehen. Man ahnte, wenn alle Ideale zum Teufel gingen, so werde schließlich auch der letzte Zweck der Spezialforschung mit. Dken faßte das grob demokratisch-oppositionell. Ihm ging aber bald Alexander von Humboldt an die Hand, der, im Herzen ganz gleicher Meinung, einen gewissen Schliff wissenschaftlich-parteiloser Würde darauf färkte. Es liefen da komische Züge mit unter, für uns heute. Aber damals waren eben schlimme Zeiten, wo eben jeder gute Wille geachtet werden mußte. Nur hatte die Sache doch auch so noch einen großen Haken.

Einerseits vereinigte sie die tapferen Elemente und ermunterte sie in ihrem idealen Zweck. Andererseits bot sie stets die Gefahr, daß jetzt erst bei diesen öffentlichen Reden sichtbar wurde, wie gefährlich und keigerisch für solche Reaktionsarbeit gewisse auch rein fachwissenschaftliche Stünde wirklich waren. Da lag dies und das bisher harmlos vergrabene in wissenschaftlichen Monographien, gänzlich unbekannt in der Menge, und der Verfasser war Hofrat, hatte Orden, war etwa gar Kirchenältester. Plötzlich, auf solcher Versammlung, kam alle diese Schnecken- oder Insekten- oder Wirbeltier-Weltlichkeit in ihrer Sündenblüte ans Licht, vor allem profanen Publikum, und man entsetzte sich aufs äußerste. Die ganze Spezialforschung lag ja voller Geheimkomplote, Kerkereien und Bomben, lag im Kampfe — mit Gott.

Die Naturforscherversammlung im September 1863 sollte hierfür einmal wieder die erschreckendsten Belege bringen.

Nichts ist heute amüsanter, als in den vergilbten und fast verschollenen Papieren dieses Sitzungsberichtes zu blättern. Es geht ein bestimmtes Licht von ihnen aus. Eine Idee, die der Menschheit gehört, wird zum erstenmal an ganz heller Stelle in die Debatte gezogen. Jahrtausende stehen hinter dieser Stunde. Man muß alles zugeben, was die menschliche Komik, ja die Trivialität solcher Versammlung bedingt. Zuletzt sind es aber doch große, stolze Rhythmen, die brausen. Haackel redet zum erstenmal über Darwins Lehre, an einer Stelle, die Wellenkreise weithin schlagen muß, über alle Fachgelehrsamkeit hinaus. Virchow, später sein herber Gegner, steht neben ihm, sticht ihn. Alle tiefsten Fragen des Darwinismus der

Folge werden mit erstem leisen Glockenton, wie geisterhaft vorzitternd, angeschlagen. Eine große, unvergeßliche Stunde!

Der erste Redner der Versammlung, Sonnabend, den 19. September 1863, ist Haackel.

Man muß sich erinnern, welcher Zauber rein äußerlich damals von seiner Person ausging, jener unmittelbare Zauber, der nicht des Umweges über beginnenden zoologischen Ruf bedurfte. Es war der Zauber, der im kulturfürnsten Italien auf die schlichten Leute gewirkt hatte, die von Zoologie nie auch nur dem Namen nach etwas gehört hatten. Darwin ist nie ein schöner Mann im Idealsinne gewesen. Als er mit Fritz Roy reisen sollte, hing es an einem Haar, ob der spleenige Kapitän ihn mitnahm, weil ihm seine Nase nicht gefiel. Seine Stirn besaß so eine auffällige Wölbung, daß Lombroso, der Konfessionarius, sie ernsthaft als „Sbiotenphysiognomie“ in sein Rattenkönigssystem „Genie und Wahnsinn“ einordnen konnte! Vollends in den Jahren, da er die Entstehung der Arten schrieb, trug er noch nicht einmal den Patriarchenbart, der uns so unzertrennlich von seinem Antlitz erscheint: der Scheitel war schon kahl, aber das Kinn glatt rasiert. Die früh gebeugte Gestalt des magenkranken Mannes hätte bei allem Ehrwürdigen an dieser Stelle niemals so wirken können. Mit Haackels jugendliche Schönheit kam etwas wie Verkörperung des alten mens sana in corpore sano (gesunder Geist in gesundem Körper). Über den grauen Häufern der Forschung tauchte er herauf als die ausgesprochene junge, neue, frische, schöne Generation. Von einem Gegner auf dieser Versammlung, der sich sonst scharf gegen die neue Lehre erhob, kommt selbst in dem Bericht das Wort von dem „jugendfrischen Fachgenossen, der diese Fragen hierher gebracht. Es kam das Höchste mit ihm, was einer neuen Idee sich gesellen kann: der Hauch einer neuen Generation, einer Jugend, die den rostigen Mut mitbringt zu neuen Ideen überhaupt.

Und dazu nun die Gedankenwelle Darwins selbst, diese Sturzwellen, die gegen alle Dämme schlug.

Ein kristallklarer Vortrag, der noch heute jeden in das darwinistische Problem einführen könnte. Gleich zuerst der größte, der entscheidende Ton: Darwin bedeutet eine Weltanschauung. Alle Wesen stammen aus einigen wenigen, vielleicht nur einer Grundform. Und unter diesen Wesen steht auch der Mensch. Was Darwin in jenem Satz am Schluß nur eben angedeutet, was der alte Broom in der Ueberzeugung fortgelassen als zu bedenken, hier kam es unverblümt, schmetternd, im ersten Absatz schon der Rede. „Was uns Menschen selbst betrifft, so hätten wir also konsequenterweise, als die höchstorganisierten Wirbeltiere, unsere uralten gemeinsamen Vorfahren in affenähnlichen Säugetieren, weiterhin in kängururartigen Beuteltieren, noch weiter hinauf in der sogenannten Sekundärperiode in eidechsenartigen Reptilien, und endlich in noch früherer Zeit, in der Primärperiode, in niedrig organisierten Fischen zu sehen.“

Auch diese Stelle hat gleich jenem ersten Darwinbekenntnis in der Monographie der Radiolarien etwas Monumentales. Wochten andre in derselben Zeit bei der Lektüre des Darwinischen Buches auf ähnliche Folgerungen geraten sein. Hier kam das Bekenntnis an der eigentlichen Jahrhundertstelle, ein Trompetenstoß, der auf der Wende einer neuen Zeit Alarm blies, unentwegt, daß Freund und Feind es hören sollte. Etwas überstrebend malt die Rede den schon eingeleiteten Kampf selber aus. Alles sei in Brand. Die Nachforschung sondere sich bereits in zwei Heerlager. Die Entwicklung und Fortschritt, dort Schöpfung und Unveränderlichkeit der Arten. Schon sind namhafte Koryphäen der Forschung für die Entwicklung,

So wird es Zeit, in die lauteste Öffentlichkeit hinauszufahren, was geschieht.

Es war, in Parenthese gesagt, mindestens auf dem Kontinent damals noch keineswegs die Rede von solcher reinlichen Sondernur oder auch nur einer tiefgreifenden Erregung. Zum Teil erst diese Rede sollte dazu führen, im Bunde mit den folgenden Werken Haackels, Tüchtigen Autoritäten erschien hier die Sache schlechterdings noch jenseits vom Gut und Böse jeder Diskussion. Man muß sich etwa eine Stelle dazu vergegenwärtigen, die der Zoologieprofessor in Göttingen Keferstein im Göttinger gelehrten Anzeiger ein Jahr vorher veröffentlicht hatte. „Es erfüllt“, liest man da, „den strebenden Naturforscher mit Verhülung, einen Mann wie Agassiz, durch die großartigen Arbeiten in der Zoologie eine Autorität geworden, eine Lehre (Darwins Lehre) unbedingt verwerfen zu sehen, die den Jahrhunderte langen Fleiß der Systematiker auf einmal zu Schanden machen wollte, und zu sehen, daß also die durch Generationen ausgebildeten Ansichten und zugleich die allgemeine Meinung der Menschheit von alters her fester stehen, als die, wenn auch mit noch so großer Berechtigung ausgeführten Lehren eines einzelnen.“ Man sieht: hier war noch kein Gedanke an zwei regelrechte Heerlager innerhalb der Fachforschung selbst. Die Menschheit wurde zittert als die eine Partei, — und gegen sie stand der Anarchist, der alles sprengen wollte, was Jahrtausende gebaut: Darwin. Doch das beengt unsern jugendlichen Redner nicht, der im ersten Ansturm schon ein folgendes Jahrzehnt erfüllt sieht.

Er rollt die Geologie auf. Cuviers Katastrophenlehre, Linnés Glaube an die Unveränderlichkeit der Arten: — lauter theologische Kosmologie! Gegen sie redet sich als Mene Tekel die „philosophische Entwicklungstheorie“.

Alles Lebendige, auch das der urvergangenen geologischen Epochen hängt in sich zusammen als Stammbaum. Das Wort kommt gesperrt, — das neue Leitwort der Zoologie und Botanik. Was ist das System, an dem man sich so lange geplagt? Es ist der Stammbaum des Lebens auf der Erde. Seine Wurzeln liegen in der fernsten Vergangenheit. „Die vielen tausend grünen Blättchen des Baumes, die die jüngeren, frischeren Zweige bedecken und in ungleicher Höhe und Breite von dem Hauptstamm absteigen, entsprechen den jetzt noch fortlebenden Tier- und Pflanzenarten, die um so vollkommener sind, je weiter sie sich vom Ursprung entfernt haben. Die welken, verdorrtten Blättchen dagegen, die sich an den älteren, abgestorbenen Ästen vorfinden, stellen die vielen erloschenen und ausgestorbenen Arten dar, welche in früheren Perioden die Erdrinde bevölkerten und um so mehr der ursprünglichen einfachen Stammform gleichen, je weiter sie zurückliegen.“

Das war das große neue Bild für die wirkliche Facharbeit. Die Paläontologie, die Lehre vom vergangenen Leben, fand endlich die Zoologie und Botanik von heute zu gemeinsamer Arbeit. Haackels eigenes Programm auf Jahrzehnte hinaus entrollte sich zugleich. Auch dieser Satz bedeutete eine Geburtsstunde. So viel Kampf gefolgt ist über das „Wie“ der Entwicklung: dieses Bild des Stammbaums mit den grünen Ästen als dem neuen Arbeitsfeld des Zoologen und Botanikers (und den trockenen Ästen für den Paläontologen hat sich nie wieder totschlagener lassen).

Ein Symbol aus dem Lebensbereiche selbst, der verästelte Baum, war zum erstenmal entscheidend geworden auch in der Wissenschaft und Systematik des Lebendigen. Mit prachtvoller Klarheit entwickelt der Vortrag dann die eigentlichen Darwin'schen Prinzipien: Variieren, Ver-

## Der Holzhändler.

Roman von Max Kreker.

40. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Dulters, der diese Wendung nicht erwartet hatte, fühlte sich plötzlich wieder entwässert. „Sofort lenkte er ein. „Nein, nein, — das wollte ich nicht,“ sagte er und reichte ihm die Hand. „Ich sehe, du bist doch noch der Unverbesserliche. Aber das gefällt mir gerade. Das wäre ja das Letzte, wenn wir beide uns noch erzürnen sollten. Was sollte Dtti dazu sagen. Wie es auch im Leben kommen mag, — innerlich gehören wir uns doch. Ich will mich bemühen, über alles nachzudenken, was du mir heute gesagt hast. Grüß' deine Frau.“ Damit ging er.

Aus Passens Ginzug in die Tiergartenvilla wurde nichts. Dulters gab in allem nach. Er hatte sich nur ausbedungen, daß die kleine Olga so oft als möglich in sein Haus geführt werde, damit ihm seine großväterliche Freude nicht verdorben würde. Und Passen, der schließlich zufrieden war, daß er seinen Willen durchgesetzt, hatte dagegen nichts einzuwenden. Das unschuldige Kind konnte überdies nicht für die Tat seines Großvaters verantwortlich gemacht werden. Um so mehr empfand aber Passen die Entfremdung, die gegen seinen Willen immer mehr zwischen ihm und Dulters eintrat. Er klagte sich selbst deswegen an, aber das Ergebnis blieb immer daselbe: er empfand noch das alte starke Mitleid für Dulters, er brachte ihm wie früher dieselbe ergebnisvolle Achtung entgegen, aber er sah mehr denn je in ihm den schwerbelasteten Menschen, der mit einem ungeführten Verbrechen herumliet. Was er damals, unter dem Eindruck einer weichen Stimmung gesagt hatte, konnte er jetzt, wo er älter und gereifter geworden war, vor seinem Gewissen nicht mehr aufrecht erhalten. Er fühlte sich mitschuldig und strafwürdig wie Dulters selbst. Namentlich Dtti gegenüber litt er unter seiner Verschlossenheit. Oftmals war er nahe daran, er den wahren Grund seiner Abneigung gegen Dulters anzugeben. Es zog ihn fast mit magischer Gewalt, sich Besinnung von seinem Geheimnis zu geben, — wenn er dann aber ihr ewig heiteres Lächeln im strahlenden Gesicht sah, die ganze Liebe erfaßte, mit der sie an ihrem Vater hing, dann sank ihm der Mut, und er war nicht mehr zweifelhaft

darüber, daß er ein weit größeres Verbrechen an ihr begehen würde, wenn er ihr den reinen Glauben an ihre Eltern raubte.

„Was hast du denn eigentlich gegen Väterchen, mein Lieber?“ fragte sie oft.

Er beruhigte sie durch Küsse und sprach von „kleinen Verstimmungen“, die ja schließlich überall mal vorkämen. Sie lachte dann mit und schob alles auf die geringe Verträglichkeit der Männer untereinander. In solchen Minuten schwärzte sich Passen dann wieder hoch und teuer, stumm wie das Grab sein zu wollen und den Unwissenden mit Grazie weiter zu spielen. Auch eine Selbstlüge war manchmal Balsam auf die Gewissenswunde.

Dulters empfand diese allmähliche Abwendung seines Schwiegersohnes sehr wohl, tat aber so, als bemerkte er sie nicht, denn das Beste blieb seinem Herzen doch nahe, das kleine Mädchen, dessen ganze Zuneigung er sich erobert hatte. Als Olga vier Jahre alt war, blühte sie merkwürdig auf. Es war ein geistig reges Ding, das außerordentlich kluge Antworten gab und dabei die Ruhe jener Kinder zeigte, die über die Jahre hinaus gereift sind. Sie hatte einen zarten Leint, große braune Augen, die in dem langen Gesicht wie glänzende Steine funkelten, und war wie eine Sechsjährige groß aufgeschossen. „Die Länge hat sie von ihrem Vater“, sagte sich Dulters oft. Die großen Augen jedoch mit den langen, sammetweichen Wimpern erinnerten ihn an sein treuloses Weib, und auch in der frühzeitig entwickelten Überlegenheit, die sich in bestimmten Aussprüchen äußerte, glaubte er die andere Olga wieder zu erkennen. Die Sanftmut, das Anschmiegsame, sozusagen das Dulddende, wie er es nannte, verglich er mit seiner Eigenschaft. Er war in dieser Beziehung so vermessene, Passen dabei sehr schlecht wegkommen zu lassen. Höchstens wollte er ihm Anspruch auf die gerade Nase zuerteilen. Aber die hatte ja Dtti auch, obendrein noch die etwas zu groß geratenen Ohren und den sinnlich geformten Mund. Bei allen diesen Beobachtungen, die er sehr häufig anstellte, blieb ihm in der größten Trost, daß die wilde, ungezügelt Natur der Radowska, das heiße, polnische Blut, in diesem Kinde nicht vorhanden war. Gott sei Dank nicht! Er konnte also seine Erziehungsmethode auf gesunder Abstammung aufbauen.

X.

Während dieser ganzen Zeit war Eichenneß für sie alle fast eine vergessene Bestung. Jedesmal, wenn Dtti, durch Passen angeregt, den Wunsch äußerte, einmal den Sommer dort zuzubringen, riet Dulters davon ab. Seine Ansicht war plötzlich eine andere geworden. Es sei doch eigentlich kein richtiger Aufenthalt für Dtti und das Kind. Die Wohnung entspreche nicht mehr allen Anforderungen, und es gebe doch in der Welt noch schönere Erholungsorte. Eigentlich plagte ihn nur der Gedanke, sein Schwiegersohn könnte gerade dort in einer unbedachten Minute zu Dtti irgend ein Wort fallen lassen, das nicht mehr zurückzunehmen wäre. Niemals mehr hatte er mit seiner Tochter über den angeblichen Selbstmord ihrer Mutter gesprochen. Besser schon, sie befand sich zeitweilig in diesem Glauben, ehe sie darauf kam, der Wahrheit nachzuspüren.

So bugsterte er denn einmal alle drei nach dem Schwarzwalde, ein andermal nach dem Engadin, dann wieder an die See. Er vermietete das Landhaus aufs neue während der Sommermonate, nur um eine Überstufelung unmöglich zu machen. Und schließlich kam er mit der Absicht, daß er im nächsten Jahre bauliche Veränderungen vornehmen werde, die auch wirklich ihren Anfang nahmen, aber sehr langsam vorstatten gingen, denn er hatte nur wenige Leute anstellen lassen.

„Ich kann dir nur sagen, Schwiegersohn, daß du mit diesem Hinzuziehen nicht klug handelst,“ meinte Passen eines Tages zu ihm, „wenn ich deine tieferen Gründe auch völlig verstehe.“

„Wieso?“ fragte Dulters. „Du mußt wenigstens den Versuch machen, dich wieder allmählich an Eichenneß zu gewöhnen,“ fuhr Passen nun fort.

„Du glaubst wohl, ich hätte Angst, den Weg nach dort zu machen?“

„Sticher. Wenn du einmal dort bist, wird die Furcht auch schwinden.“

Dulters blickte auf. „Woher weißt du das?“ In Augenblick dachte er gar nicht an den wahren Grund weshalb er Eichenneß gemieden sehen wollte, nur die Auslegung Passens interessierte ihn.

Nun, das ist doch ganz erklärlich. Die Neugier ist nie näher, als wenn wir uns wieder in dem Mitten befinden, in dem wir großes Unrecht begangen haben, dann sind die

**Fähig, Kampf ums Dasein, Auslese, Anpassung.** Die ungeheure Dauer der geologischen Epochen wird im Sinne Spellers betont. Und immer sei in diesen Epochen ein Aufsteigen, ein Höhersteigen der Formen. Es fällt ein ganz besonderer Nachdruck auf das stets fortschreitende, stets veredelnde Element in aller Entwicklung. Gerade hier wird der Mensch noch einmal besonders hervorgehoben. Aus tierischer Rohheit hat auch er sich „entwickelt“. Selbst die Sprache ist natürlich „geworden“. Und so rauscht das „Gefäß des Fortschritts“ durch den ganzen Heraufstieg der Kultur. Eine flammende Stelle muß dem noch den Drücker aufsetzen. „Rückschritte im staatlichen und sozialen, im sittlichen und wissenschaftlichen Leben, wie sie die vereinten selbsttätigen Anstrengungen von Priestern und Despoten in allen Perioden der Weltgeschichte herbeizuführen bemüht gewesen sind,“ können diesen Fortschritt nicht dauernd hemmen. Denn dieser „Fortschritt“ ist ein „Naturgesetz“, das „weder Tyrannen-Waffen noch Priester-Flügel unterdrücken können.“

Nur ein leichter Streifblick fällt zum Schluß auf die noch bestehenden Schwierigkeiten der Theorie. Wir müssen uns auch die ersten Anfänge des Lebens schon „entwickelt“ denken. Natürlich! Für diesen Propheten kommt der Gott Darwins ja nicht mehr in Betracht. Aber nun wie das? War das, was zuerst aus Unorganischem bestand, „eine einfache Zelle, eine solche, wie sie noch jetzt an der zweifelhafte Grenze von Tier- und Pflanzenreich als selbständige Wesen zahlreich existieren? Oder gar ein Schleimklimpchen, bloß, „ähnlich gewissen amöbenartigen Organismen, die noch nicht einmal die Organisationshöhe einer Zelle erreicht zu haben scheinen?“ Noch ein letztes Mal umschließt der schlichte Satz ein ganzes Programm.

Schleiden hatte ja zuerst 1838 gezeigt, daß der Leib jeder beliebigen Pflanze sich auflösen lasse in winzige belebte Einzelkörperchen, die er, um ihrer oft hervortretenden Form einer gefüllten Bienenwabe willen, „Zellen“ nannte. Ein Jahr später wies dann Schwann im Laboratorium Johannes Müllers nach, daß auch das höhere Tier ein Produkt solcher Zellen sei. Als der lebendige Baustein trat die Zelle hervor, der den Eschbaum wie die Rose, den Elefanten wie den Wurm zusammenlegte. Auch der Mensch schließlich war nur eine ungeheure Pyramide solcher Zellen — oder besser gesagt (da jede Zelle für sich Leben bezieht) eine ungeheure Genossenschaft von Zellen — ein Zellenstaat.

Bichow war es, der, wie schon erzählt ist, auf diese letzte und wichtigste Konsequenz der Zellentheorie das nachhaltigste Gewicht gerade vor kurzem gelegt hatte. Jeder Einzelne war ihm in Wahrheit eine geheimnisvolle Vielheit in sich selbst, eine Vielheit von Zellen. Dem hatte die ganze Pathologie, die Lehre von den Krankheiten, Rechnung zu tragen. Gesundheit war einheitliches Arbeiten des Zellenstaates, Krankheit Abfall eines Teiles der Zellen zur Sonderarbeit, die den Gesamtstaat störte und hinderte. Eine neue Epoche des Denkens in der Medizin, der Heilkunde als einer bewußten Hilfskunst im Dienste des lebendigen menschlichen Naturorganismus, hatte sich mit dieser Auffassung der Dinge angebahnt. Dem Darwinianer aber erwuchs die Aufgabe, nun auch diese neuere Betrachtungsweise in seinen Kreis zu ziehen. Der Stammbaum der Tiere und Pflanzen mußte sofort gefaßt werden auch als ein eigentlicher Stammbaum der Zellen. In immer höheren Genossenschaften, immer höheren Staatsgebilden hatten diese Zellen sich zusammengetan, und jede höhere Tier- und Pflanzengattung war in Wahrheit nur je eine dieser sozialen Erzeugnisse. Aber das Komplizierte bedeutete nur die oberer Äste. Je tiefer hinab, desto einfacher. Die niedrigeren Lebensformen stellten sich dar als immer rohere, schlichtere, urtümlichere Zellverbände. Und die letzte Konsequenz war die Abstammung der ganzen Verbände, der ganzen Zell-Staaten von ledigen Einzelmenschen, deren ganzer Leib nur aus einer einzigen Zelle überhaupt bestand. Bereits konnte man solche aller-niedrigsten Lebensformen, nicht echtes Tier, nicht echte Pflanze, und im ganzen Leibesbau nur einer Zelle wirklich gleich. Ohne daß Haeckel selbst es damals noch zugeben wollte, gehörten seine schönen Radiolarien von Messina sämtlich dazu. Auch das ganze hohe Geschlecht der Bazillen und Bakterien ging ein in die Welt dieser

Einzeller. Mit jenem Sage Haeckels fällt nun ein blendendes Licht auf einmal hierher. Nicht nur die einfachsten Lebensformen sind die Einzeller. Es sind die wahren Urformen! Mit ihnen hat der kolossale Stammbaum, der sich durch die Jahrmillionen der Erdgeschichte verzweigt, einst begonnen. Wenn etwas je durch Urzeugung aus toter Masse auf Erden, am Anfang aller Lebensdinge, entstanden ist, so kann es nur eine echte erste Zelle oder ein ihr ähnliches noch etwas einfacheres Schleimklimpchen lebendigen Stoffes gewesen sein. Noch kommt das in Form einer Frage. Aber schon ist der Schleier darin aufgerollt. Eine Zelle sei gegeben — und mit Darwins Gesetzen gliedert sich der ganze Stammbaum bis zum Menschen daraus empor.

Der Schluß der Rede feiert Darwin als den Newton der organischen Welt, — das Bild, das nachher so oft wiederholt worden ist.

## Soziales und Parteilieben.

### Zum Peters-Prozess.

In dem schwebenden Prozess des Dr. Peters gegen die „Münchener Post“ ersuche ich den früheren Lazarettgehilfen der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, Otto Neuhaus, mir umgehend seine Adresse mitzutellen.

Die Parteigenossen des In- und Auslandes bitte ich um ihre Unterstützung bei der Ermittelung des Aufenthalts des Herrn Otto Neuhaus.

Die Parteipresse aber ersuche ich um eine möglichst allgemeine und wirksame Verbreitung dieses Aufrufs.

Martin Gruber,  
Redakteur der Münchener Post,  
München, Briefsch. II.

**Die Aussperrung im Berliner Baugewerbe.** Hinter verschlossenen Türen beschloß eine Versammlung des Verbandes der Baugeschäfte, infolge der Tatsache, daß sich bereits Arbeitswillige in erheblicher Zahl bei den einzelnen Geschäften und im Verbandsbureau melden, die gemittelt auf Grund der alten Bedingungen zu arbeiten und genügende Vorkehrungen zum Schutze von Arbeitswilligen getroffen sind, sofort Vorkehrungen in die Wege zu leiten, daß diese Arbeitswilligen in absehbarer Zeit eingestellt werden können. Die Terminfestsetzung hierfür bleibt der nächsten Generalversammlung zur Beschlußfassung überlassen. — Das klingt nicht gerade siegesgewiß. Die Herren scheinen das auch selbst zu fühlen, man hat sogar die bürgerliche Presse nicht zu den Verhandlungen zugelassen. — Im „Lokalanzeiger“ rät bereits ein „hervorragender Fachmann“ zum Frieden. Er macht den Unternehmern den Vorschlag, die 8½stündige Arbeitszeit zu bewilligen, jedoch mit noch einer weiteren Reform. Die Nachmittagspause, die wegen der Unterbrechung der Arbeit einen größeren Zeitverlust bedeute als die eigentliche Pause, soll fortfallen. Die Arbeitszeit könne wie folgt festgesetzt werden: morgens von 7 bis 12 Uhr — mit einhalbstündiger Frühstückspause — und von 1 bis 5 Uhr nachmittags. Für dieses Zugeständnis an die Arbeiter sollen diese sich mit einem Vertragsabschluss für eine über ein Jahr hinausgehende Dauer bereit erklären.

**Vom Berliner Bäckerstreit.** Nach der Feststellung, die die Streikleitung am Dienstag früh machte, hatten bis dahin 790 Betriebe bewilligt, in denen jetzt 1785 Gesellen zu den neuen Bedingungen arbeiten. Vor Ausbruch des Streiks waren in diesen Betrieben nur 1864 Gesellen beschäftigt. Der Boykott hat also die Wirkung gehabt, daß der Abgang der Bäckerien, die bewilligt haben, sich gesteigert hat, so daß diese Betriebe jetzt 421 Gesellen mehr beschäftigen, wie vor dem Streik. — Gegenwärtig streifen noch 969 Bäcker, 824 sind abgereist, die Zahl der am Kampf Beteiligten beträgt insgesamt 8578. Am ersten Tage des Streiks hatten 2106 Gesellen die Arbeit niedergelegt. In einer Mitgliedererversammlung des Bäckerverbandes führte der Verbandsvorsitzende Klmann aus: Die Situation des Kampfes ist außerordentlich günstig. Der Streik hat nicht so imponiert eingeleitet wie im Jahre 1904. (Etwas 500 Gesellen weniger wie damals haben diesmal die Arbeit am ersten Tage niedergelegt. Das erklärt sich so, daß die Meister schon längere Zeit vor dem Streik junge, eben ausgelernte

Gesellen aus den städtischen Bäckereien nach Berlin herbeigekommen, sie hier in Arbeit brachten und dafür sorgten, daß sie mit dem Verband nicht in Berührung kamen. Aber trotzdem hat sich der Kampf schließlich noch günstiger gestaltet, wie im Jahre 1904. Infolge des damaligen Streiks haben sich die Verhältnisse in vielen Bäckereien verbessert, namentlich in den größeren Betrieben, die Kost und Logis vollständig abgegahnt haben, so daß bei dem gegenwärtigen Streit für sie keine andere Bewilligung mehr in Frage kam, als die des freien Tages.

**Von der Hafnarbeiteraussperrung in Königsberg.** melbet die „Hartungische Ztg.“: Mit den Hafnararbeitern wurde nach längeren Verhandlungen eine Einigung erzielt.

**Aussperrung und Krankheit.** Eine sensationelle Meldung hat die Ortskrankenkasse des Berliner Maurergewerbes an den Vorstand des Vereins der freigewählten Klassenärzte gerichtet. Das Schriftstück lautet:

„Wir erlauben uns, Ihre Aufmerksamkeit darauf hinzuweisen, daß durch die am 18. Mai d. J. erfolgte Aussperrung sämtlicher Bauarbeiter Berlins und der Vororte die Mittel unserer Krankenkasse in einer ganz ungeahnten Weise in Anspruch genommen wurden. In diesem Jahre — 1907 — sind bisher etwa 85000 Mk. unserem Reservefonds zur Deckung der Bedürfnisse entnommen worden. Wir erlauben Sie daher ergebenst, die Herren Mitglieder Ihres Vereins darauf aufmerksam zu machen und Sie zu ersuchen, die finanziellen Verhältnisse unserer Krankenkasse zu berücksichtigen, da sonst das Bestehen unserer Kasse ernstlich in Frage gestellt wird. (gez. A. Dähne, Vorsitzender.“

Hierauf hat der Vorsitzende des Vereins der freigewählten Klassenärzte, Geheimrat Sanitätsrat Dr. S. Marcuse, folgende Zuschrift an die Vereinsmitglieder gerichtet:

„Die Ortskrankenkasse der Maurer teilt uns in dem beifolgend abgedruckten Schreiben mit, daß infolge der Aussperrung der Bauarbeiter die Arbeitslosigkeit bei den der Ortskrankenkasse angehörenden Mitgliedern eine allgemeine geworden ist und die Zahl der Krankmeldungen, die ohnehin schon erheblich höher als in den Vorjahren war, eine bisher unerreichte Ausdehnung genommen hat. Schon am ersten Tage haben sich 170 Mitglieder krank gemeldet, während in früheren Jahren die Krankmeldungen um diese Zeit noch nicht 40 betragen haben. Es ist offensichtlich, daß durch die Arbeitslosigkeit die Mittel der Krankenkasse in einer ganz unverhältnismäßigen Weise in Anspruch genommen werden, und daß bei Fortdauer dieser Verhältnisse die Lebensfähigkeit der Kasse direkt in Frage gestellt ist. Wir erlauben Sie daher auf das dringendste, bei der Erklärung der Erwerbsunfähigkeit mit der größten Vorsicht und Strenge zu verfahren und nur da „Erwerbsunfähigkeit“ zu bescheinigen, wo es sich um wirklich erkrankte Personen handelt, diejenigen Mitglieder aber, bei welchen nur Arbeitslosigkeit vorliegt, auf das bestimmteste zurückzuweisen.“

Es wird nicht ausbleiben, daß gewisse bürgerliche Blätter aus diesen Mitteilungen in tendenziöser Weise den Schluss ziehen, die Kasse werde von Scharen von „Simulanten“ bedrängt, die sich die Arbeitslosigkeit zu nutze machen, unter „Vorpiegelung“ von Krankheit „die Kasse zu plündern“. Daß es unter den Arbeitern Simulanten gibt — genau so, wie in allen anderen Klassen und Gesellschaftskreisen — bestreiten wir nicht. Sie bilden aber nach unserer Überzeugung keine im Verhältnis nennenswerte Zahl. Erfahrungsgemäß — auch nach der Erfahrung, die Klassenärzte schon öfter befundet haben — ist das Verhalten der verheirateten Arbeiter gegenüber den Klassen in der Regel folgendes: Haben sie Arbeit und Verdienst, so achten sie krankhafter Zustände, oft gar ernstlicher Erkrankung nicht; sie gehen nicht zum Arzt, um nicht krank und erwerbsunfähig befunden zu werden, die Arbeit ruhen lassen zu müssen und den Verdienst einzubüßen. Der Gedanke, das Arbeitsentkommen gegen die Krankenunterstützung eintauschen zu müssen, hat auch wirklich nichts Verlockendes für die ehrlichen Massen der Arbeiter. Tritt nun aber infolge von wirtschaftlichen Krisen oder Aussperrungen Arbeitslosigkeit ein, so ist es ganz erklärlich, daß viele derjenigen von ihr betroffenen Arbeiter, die zu obiger Gruppe gehören, sich nunmehr, ohne zu simulieren, krank melden und die Kasse in Anspruch nehmen. Es ist aber auch weiter zu berücksichtigen, daß die plötzliche wochenlange Arbeitslosigkeit, die unvermeidlich Einschränkungen in der Ernährung mit sich bringt, die ungewohnte Ruhe und Mühsal und Lage schon latent vorhandene Krankheiten zum akuten Ausbruch bringen können. Die anständige Presse wird gut tun, dies bei etwaigen Schlussfolgerungen aus der oben mitgeteilten Tatsache zu berücksichtigen.

Erinnerungen wie Zauberspäßen, die die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen. Und die Neue soll ja eine Eigenhaft der guten Geister sein, die das Tierische im Menschen händigt. Die alten Indianer verglichen die Neue mit einer Wunderblume, deren Duft die Geister nicht vertragen können. Jedesmal steigt er auf, sobald sie nahen, um die verrotte Seele vor Schwankungen zu bewahren.“

Duktors, der sich in jener Stimmung befand, wo seine Widerstandsraft wie gebrochen erschien, dachte eine Weile nach. Dann sagte er leise: „Werkwürdig, wie recht du hast. Wenn ich hier bin, fürchte ich mich; bin ich in Eichenweid, ist jede Angst verschwunden.“

„Dann empfindest du also tiefe Neue, wenn du dort bist, nicht wahr?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Duktors ebenso leise wie vorher. „Noch niemals hatte er darüber nachgedacht. Bisher war es nur immer das Schuldgefühl gewesen, unter dem er gelitten hatte. Sonderbar, daß er bisher noch nicht darauf gekommen war. Und so begann er nachzudenken. Hatte er damals Neue empfunden, als er nach zehn Jahren zum erstenmal die Straße wieder aufgesucht hatte und mit Jüttern und Beben an die Gasse getreten war. Im Augenblick mußte er's nicht. Und doch mußte der gute Geist über den bösen gesiegt haben, denn kein Geistesart war erschienen, um ihn zu martern. Also hatte er doch wohl Neue empfunden, ohne es zu wissen. Die Wunderblume mußte in seiner Seele emporgeproßt sein und mit ihrem Duft die fehlenden Geister, die ihn für immer besitzen wollten, vertreiben haben. „Ich weiß es wirklich nicht,“ sagte er tief bewegt.

Paffen, der einen bestimmten Zweck mit dieser Unterhaltung verband, begann ihm zuzureden, gerade deswegen Gekennnt recht oft aufzufuchen, damit er sich darüber klar werde, ob er wirklich tiefe Neue empfinde. Dann würde auch eines Tages sicher die Eithne folgen. Er gebrauchte jetzt dieses Wort öfter als sonst, immer von der unbestimmten Empfindung geleitet, es müsse irgend etwas eintreten und wäre es selbst ein gewaltiger Vorgang, der die Reinigung von dieser familiären Stieluft brächte, die er kaum mehr zu atmen vermöchte.

Duktors nickte nur wie abwesend. Auch er hatte sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, es werde plötz

einem höhern Ausgleich auffassen müsse. Er war in den letzten Jahren rasch gealtert. Aus seinem Bart sprossen die weizen Haare über Nacht hervor, und auch sein Kopf begann allmählich grau zu werden. Er fühlte sich gedrückt, früh greisenhaft, trotz seines Sternadens und des breiten, maßigen Kopfes. Er hatte nicht mehr die alte Lust am Geschäft, überließ seinem Prokuristen die meiste Arbeit und brachte mehr Zeit zu Hause zu, als in seinem Kontor. Er lebte in der steten Unzufriedenheit eines Menschen, der das letzte Große in seinem Dasein vollführen möchte, ohne den Mut dazu zu finden, und der mit sich selbst deswegen hadert und schweigt umhertritt.

Was ihm allein noch aufrecht erhielt, war die Liebe zu seiner Enkelin und der Haß gegen Lux. Wenn er jetzt noch Reisen machte, in die rutilichen und gärtzlichen Wälder hinein, so kam ihm das wie eine Kraftprobe vor, die er an sich selbst vornehmen wollte, um sich gleichsam für die kommende Zeit zu stärken, wo er endlich seinen Rachedurst stillen könne.

Jetzt in jedem Jahre hatte er in Lutzfelde schlagen lassen und neuerdings bestimmt, daß der Abtrieb des noch vorhandenen Waldbestandes vorgenommen werde. Als Lux davon erfuhr, war er außer sich und berief sich darauf, daß er ihm doch versprochen habe, nie wie ein Vandale zu wüten und alles auf einmal abzuräumen. Sein ganzer Kredit werde dadurch erschüttert, wenn man sähe, daß alles „raufgel“ abgeschlagen sei.

Duktors blieb unerbittlich. Zum erstenmal hatte er das Gefühl der erreichten Vergeltung. Triumphierend pochte er auf sein verbrieftes Recht und ordnete an, daß man so viel als möglich Arbeiter anstellen solle, um im Laufe der nächsten Jahre den Abtrieb gänzlich ins Werk zu setzen. Sein Tag war noch nicht gekommen, aber sicher würde er eintreten.

Einige Wochen darauf begegnete er Lux wieder zufällig auf der Straße. Duktors, der ihn schon lange nicht gesehen hatte, wollte ihm aus dem Wege gehen, der Graf jedoch redete ihn an und benahm sich dabei so höflich, als wäre zwischen beiden niemals etwas vorgekommen.

„Nun, wann werden Sie in Lutzfelde einziehen?“ begann er.

„Wenn Sie rausziehen werden, Herr Graf,“ gab Duktors lächelnd gelaunt zurück.

„Ich sehe es Ihnen an.“

„Meinen Sie?“

„Gewiß, Verehrtester. Ich habe Sie immer für einen großen Menschenfreund gehalten.“

„Herr Graf!“ Noch niemals hatte er den überlegenen Spott dieses Mannes so empfunden, wie gerade jetzt. In seinen Augen, die verborgen hinter den Falten lagen, die der langsam zehrende Seelenkummer geschaffen hatte, flackerte die aufsprühende Blut des Hasses, so daß Lux ihn verstand. Aber es schien, als fürchte er Duktors' Zorn nicht mehr — jetzt, da es wirtschaftlich rasch mit ihm bergab ging und er sich mit der Ruhe eines Salonphilosophen allmählich in alles gewöhnen hatte.

„Nur keine unnötige Erregung mein Bester,“ sagte er aufs neue mit herablassendem Lächeln. „Sie sind doch in der Tat ein großer Menschenfreund. Seit einiger Zeit treibe ich einen ganz eigentümlichen Sport, — ich sammle nämlich Zeitungsabschnitte über wohltätige Spenden reicher Leute. Es muß auch solche Raube geben, nicht wahr? Und da ist mir Ihr Name ganz besonders oft aufgefallen. Namentlich bedürftigen Kindern wenden Sie ja ganz kolossale Summen zu. Sehr generös wirklich — sehr generös von Ihnen. . . Wie geht's übrigens Ihrer kleinen Enkelin? Sie soll ja ein reizender Balg sein, wie mir Miesbüsch gelegentlich sagte. Nur etwas zart. Bleibt sie nicht Olga? Ihr Augapfel, he? Behüten Sie ihn nur. Bei Kindern weiß man niemals, wie es kommt.“

Unwillkürlich waren sie zusammen weitergegangen. Duktors empfand aufs neue den versteckten Hohn, trotzdem alles wohlmeinend klingen sollte. Aber er wehrte sich vergeblich dagegen, — gleich einem geseffelten Riesen, der jede Bewegung, jedes Wort seiner Feinde sehen und hören muß, und in seiner Ohnmacht fast den Qualen erliegt. Die plötzliche Anspielung auf die Kleine legte er anders aus. „Eigentlich wollte er doch nur sagen, daß ich Sie so behüten soll, wie die große Olga,“ war der Gedanke, der seine verwirrten Gefühle durchbrach. Die erste die Wit wühlte in ihm, die sich gewaltig Luft machen möchte, um den Rachedurst in der Minute zu befriedigen. Ein heißer Wunsch brannte in ihm; mit dem Grafen an einer einsamen, verlorenen Stelle auf dieser Welt seines Jammers zu sein, wo er ihn in die kräftigen Arme hätte nehmen können, um ihn wie ein böswilliges Kind gehörig zu strafen. (Fortsetzung folgt.)

**Gewerkschaftliche Selbsthilfe.** Aus Münden (Hannover) wird berichtet: Die Gewerkschaften haben hier im Kampf gegen die hohen Brotpreise (14 Pf. das Pfund) zwei Brotverkaufsstellen errichtet, in denen sie das auf dem Dorfe gebackene reine Roggenbrot um 3 1/2 Pf. pro Pfund billiger abgeben.

**Zum Seemannsstreik in Rotterdam.** Nachdem die Vereinigung der Reederei die Wiederaufnahme der Arbeit zur Vorbedingung für die Eröffnung von Verhandlungen machte, erklärt der Verband der Seeleute, in einer Ankündigung, daß sich Mitglieder des Verbandes für die Schritte der Reederei annehmen lassen können, die eine Erklärung unterzeichnen, daß sie bis zum Abschluß eines endgültigen Vertrages eine erhöhte Steuer bezahlen wollen. Von 21 Reedern erklärte sich einer bereit, diese Erklärung abzugeben.

**Zum Streik der französischen Seeleute.** In Bordeaux beschlossen die eingeschriebenen Seeleute, den Ausstand bis zur völligen Befriedigung aller ihrer Forderungen fortzusetzen. — In Cherbourg haben die Mannschaften der Leichterfahrer, die für die transatlantischen Postdampfer das Umland besorgen, beschlossen, in den Ausstand zu treten. Die Streikenden rechnen besonders auf die Solidarität der deutschen Seeleute der Auswandererschiffe der Hamburg-Amerika-Linie. — Die eingeschriebenen Seeleute von Saint-Nazaire und Marseeille haben einstimmig beschlossen, morgen früh die Arbeit wieder aufzunehmen, nachdem das Zentralkomitee bestimmt hat, daß die Wiederaufnahme allgemein erfolgt.

**Kampf um den Nachmittagsentag in Venezuela.** Dem Pariser Blatt „Matin“ wird aus Caracas gemeldet, daß in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, sämtliche Handwerksgehilfen in den Ausstand getreten seien. Der gesamte Handel sei ins Stocken geraten. Circa 5000 Ausständige verlangen den Nachmittagsentag und einen Tagelohn von 8,50 Mark.

**Ämtliche Ausshungerung der Sozialdemokraten.** Die russische Regierung hat beschlossen, daß Arbeiten, die aus Gemeinde- oder Staatsmitteln bestritten werden, an keinen Sozialdemokraten vergeben werden dürfen. Den Anlaß zu diesem wirklich „fortschrittlichen“ Beschluß hat ein sozialdemokratischer Gemeindevorsteher aus einem Orte bei Wera gegeben, der eine Offerte, durch welche ein Bürgermeister gesucht wurde, in der „Kauzischen Tribune“ veröffentlichte, worauf der Landrat die Bezahlung der Anzeige an das sozialdemokratische Blatt ablehnte. — Nur ist die Sozialdemokratie natürlich manifest!

**Die einzige Sozialdemokratie.** Die Gesamtexekutive der Sozialdemokratie Österreichs hielt Sonntag in Wien eine Sitzung ab, an der eine große Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten aller nationalen Gruppen teilnahmen. Nach einer eingehenden Erörterung der durch die Wahlen geschaffenen Lage wurden die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie im Parlament diskutiert und die Grundlinien der Organisation des Verbandes der sozialdemokratischen Abgeordneten in voller Übereinstimmung festgestellt. — Es ist also nichts mit der Hochheiligen Spezialgruppe, auf die die bürgerliche Presse sich schon gefreut hat.

**Sozialdemokraten vor Gericht.** Die „Tribüne“ in Erfurt berichtet: Wegen „Beleidigung“ wurden in einem Strafprozeß gegen unsere verantwortlichen Redakteure Tahl sechs Wochen Gefängnis beantragt. Die „Beleidigung“ soll in einem Bericht über den weimarischen Landtag enthalten sein. Das Urteil lautete auf drei Wochen Gefängnis.

**Einen außerordentlichen Parteikongreß** beruft der Vorstand der sozialdemokratischen Partei Belgens auf Sonntag, den 30. Juni, nach Brüssel ein. Auf die Tagesordnung sind folgende Punkte gesetzt: Die Kolonialfrage; der Militarismus und die internationalen Konflikte; das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften; Einwanderung und Auswanderung; das Frauenstimmrecht; Internationale künstliche Sprache. — Wie man sieht, enthält die Tagesordnung nur solche Punkte, die auf dem Internationalen Kongreß zu Stuttgart zur Vorbereitung der belgischen Partei für den Internationalen Kongreß.

**Dividendenregen.** Der Aufsichtsrat der Gießerei Hütte (Waz) hat die Verteilung einer Dividende von 60 Prozent beschlossen. Im vorigen Jahre betrug der Entbehrenslohn der Herren Aktionäre nur 50 Prozent. Man sieht hier, die Diktation versteht es, Schweiß und Blut ihrer Arbeiter in blinkendes Gold zu verwandeln. Die Aktionäre werden ihre helle Freude daran haben. Göttliche Weltordnung!

**„Sozialdemokraten als Kirchenräuber.“** Mit heller Lust wurde neierzeit von der bürgerlichen und hauptsächlich von der Zentrumspresse unter vorstehender Spitzmarke über eine Gerichtsverhandlung aus Düsseldorf berichtet. Waren doch die Genossen Otto Wähl und Heinrich Kremer aus Benrath bei Düsseldorf von der dortigen Strafkammer tatsächlich wegen verurteilten Kirchendiebstahls zu 4 resp. 5 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Diese beiden Genossen sind in einer erneuten Verhandlung, die dieser Tage stattfand, freigesprochen worden. Der Sachverhalt war kurz folgender: Die Christlichen hatten in Benrath unser Genossen das letzte Veramminungstotal abgetrieben. Darauf wurde über dasselbe der Bayfort verhängt. Die genannten Genossen, die Leiter der Benrather Bewegung, kamen auf die Idee, an dem Turm der alten unbenuzten Kirche in Benrath, die in unmittelbarer Nähe der neuen steht, ein Plakat aufzuhängen des Inhalts: Arbeiter, verfehrt nicht bei Sauerbrunnen (so hieß der Eigentümer des boykottierten Lokals). Diese Idee, welche eine glückliche nicht zu nennen ist, hat für die beiden Genossen noch üble Folgen gehabt. Als nämlich ein christlicher Agitator sie des Abends spät an der Kirche sah, holte er schnell einen Polizeibeamten herbei, der den einen der „Abeltäter“ sofort verhaftete, während der andere mit dem Plakat entkam. In dem Besitz des Verhafteten fand man zwei Meißel, ein fast „unzweifelhafter Beweis“ dafür, daß die beiden einen Kirchenraub beabsichtigten. Es wurde nun der Entwichene, Genosse Kremer, verhaftet, und als man in seiner Wohnung eine Leuchte, eine Taschenuhr und Schlüsselabdrücke fand, da stand es fest, daß man es hier mit zwei Einbrechern zu tun hatte und daß nur durch den Oifer des christlichen Agitators die Ausführung des Verbrechens verhindert wurde. Einige Tage vorher war bei einem Notar in Benrath ein Einbruch verurteilt worden und kamte man an der Tür des Hauses einige Meißelindrücke sehen. Nachdem bei dem Genossen Wähl die zwei Meißel gefunden, war es klar, daß den beiden Genossen auch der Einbruch zur Last gelegt wurde. Am 7. November v. J. standen die beiden Genossen vor der Strafkammer und alle Beteuerungen, daß sie nur das Plakat aufgehängt hätten, was vergebens, das „Beweismaterial“ war zu erdrückend. Wenn sie auch von der Anklage des Einbruchdiebstahls bei dem Notar freigesprochen wurden, so erhielten sie doch wegen d e r s u c h e n d i e s t a h l s, wie bemerkt, 4 bzw. 5 Monate Gefängnis. Die von den Angeklagten eingelegte Revision hatte Erfolg, daß Reichs-

gericht hob in der Sitzung vom 16. April d. J. das Urteil auf und wies die Sache an die Strafkammer in Düsseldorf zur erneuten Verhandlung zurück. In dieser Verhandlung wurde an der Hand von Zeichnungen festgestellt, daß der Polizeibeamte, der die beiden an der Kirchentür gesehen haben will, von seinem Beobachtungsposten aus die Tür gar nicht sehen konnte. Bezüglich der Schlüsselabdrücke wurde nachgewiesen, daß dieselben für Schlösser an einem Schlüsselbord bestimmt waren. Weiter wurde festgestellt, daß es sich bei dem beschlagnahmten Werkzeug um Arbeitsgerät der Angeklagten handelte. Da sah selbst der Staatsanwalt ein, daß unter solchen Umständen kein Schuldspruch gefällt werden konnte; er beantragte deshalb Freisprechung, auf welche dann auch erkannt wurde. Es ist also nichts mit der Kirchenräuberei durch Sozialdemokraten. Die bürgerliche Presse muß diesen fetten Brocken fahren lassen.

**Von sozialdemokratischem Terrorismus** berichtete im Februar die Scharfmaschinerie, als sie einen ungemein aufgearbeiteten Bericht über einen Ertrag in der Maschinenfabrik Kappel in Chemnitz brachte. Da sollte mit zentnerschweren Güstlichen von Arbeitern nach dem Verwalter Müller geworden sein, nur weil er den sozialdemokratischen Arbeitern in politischer Hinsicht nicht zu Willen gewesen sei. Wahr dagegen war, daß in jener Fabrik seit dem Eintritt Müllers eine große Lohnrückbildung eingetreten hatte, die M. in der rigorossten Weise durchführte. Daneben war sein ungemein schroffes Auftreten den Arbeitern gegenüber schuld, daß eine allgemeine Erbitterung gegen ihn Platz griff, die sich schließlich, da Beshwerden bei der Direktion keinen Erfolg hatten, am 8. Februar Luft machte. Daß es dabei nicht ohne verwegene Redensarten und einige Plöße und Schläge gegen Müller abging, ist erklärlich. Am Dienstag hatten sich wegen des Vorganges sechs Arbeiter vor dem Chemnitzer Landgericht zu verantworten. Die Anklage lautete auf Nötigung, Hausfriedensbruch und Körperverletzung; sie pläht sich auf die Angaben des Müller, die von den zahlreichen Zeugen nur in ganz geringem Maße bestätigt wurden. Auch die angeblichen Wurfgeschosse sind von Müller gesammelt und der Polizei und der Staatsanwaltschaft übergeben worden; es waren kleine Güstleichen, von denen nicht bewiesen wurde, daß sie alle als Wurfgeschosse benutzt, auch nicht, wer sie geworfen hatte. Auch das Zeugnis des Arztes, den M. gleich nach dem Vorfalle konsultiert hatte, lautete negativ bezüglich des objektiven Befundes: der Arzt konnte nur sagen, daß er einen blauen Fleck und einige unbedeutende Hautabschürfungen gefunden habe. Aber die subjektiven Beschwerden Müllers machten das Gutachten des Arztes umfangreich, das viel selbst dem Staatsanwalt auf. Alles, alles, was für die Angeklagten belastend wirkte, war nur durch die Aussagen Müllers gedeckt, auf die sich ja auch die Anklage aufbaute. Aber nichts, nicht ein Wort davon brachte Müller vom sozialdemokratischen Terrorismus, und der hätte das Geringste mit schmaßendem Behagen verwendet. Sieht man nun das Urteil, die Strafböhe an, kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Deke der Scharfmaschinerie nicht ohne Einfluß geblieben ist. Die Angeklagten wurden zu 11, 6 und zweimal zu je vier Monaten Gefängnis verurteilt, zwei wurden freigesprochen. Das Gericht hatte die Angaben Müllers für glaubhaft befunden, hinterlistiger Überfall wurde nicht als erwiesen erachtet.

**Die Vertreter der ausländischen Sozialdemokratie auf dem Londoner Kongreß der russischen Sozialdemokratie.** Die siebente Sitzung des Kongresses wurde mit einer Rede des Vertreters der englischen Bruderpartei, Genossen Macdonald, eröffnet. Der Kampf des russischen Proletariats finde die tiefste Sympathie der englischen Arbeiterklasse, führte der Redner aus. Doch wolle sie nicht nur durch Sympathiebezeugungen, sondern durch tätige Hilfe ihren russischen Brüdern Unterstützung angedeihen lassen. Mit donnerndem Beifall beglückte der Kongreß diese Worte. Gleich darauf wurde der Vertreter des deutschen Parteivorstandes das Wort erteilt. In ihrer mehr als einstündigen Rede führte sie folgendes aus: Der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie entbiete der sozialdemokratischen Partei Russlands seinen Gruß. Das deutsche Proletariat verfolge mit heißem Mißgefühl den revolutionären Kampf der russischen Arbeiterklasse. Die Beschlüsse des Jenaer Parteitag, welche den Massenstreik bei gewissen Vorbedingungen in Deutschland anerkennen, seien der erste Tribut gewesen, welcher den Erfolgen der russischen Revolution gezollt wurde. Die Rednerin unterwirft in großen Zügen die politische Lage Deutschlands, die Beziehungen zwischen der Sozialdemokratie und dem Liberalismus und die nach den letzten Reichstagswahlen geschaffene Situation einer Analyse. Sie geht sodann zur Revolution von 1848 über und zieht eine Parallele zwischen dieser und der jetzigen russischen Revolution. Mit der Aufforderung, ungeachtet aller taktischen Meinungsverschiedenheiten die Parteieinheit zu bewahren und mit Verlesung des Briefes, den der Parteivorstand an den Kongreß gerichtet, schließt die Rednerin unter donnerndem Applaus der Versammlung ihre Rede.

## Genossenschaftsbewegung.

**Eine Genossenschaft der Handwerker in Hof i. B.** Getragen von dem Gedanken, daß der genossenschaftliche Faktor, wenn richtig ausgebaut, vieles dazu beitragen kann, die Lebenslage der unteren Volksschichten zu heben, haben sich in Hof und Umgebung eine Anzahl von Parteigenossen vereint, und eine „Oberfränkische Genossenschaftswebererei“ gegründet. Der Sitz des Unternehmens ist in Hof i. B., das Unternehmen selbst in Lipperts, einem Handwerberdorf im Frankenswalde. Außer einer Verzinzung der eingezahlten Anteile mit 5 Proz., werden die Genossenschaftler auf jedwede Dividende verzichtet und ist dies auch im Statut festgelegt. Alle Überschüsse sollen vielmehr zum Ausbau der Genossenschaft, zur Hebung der Lebenslage der von ihr beschäftigten Arbeiter und schließlich zum Nutzen der Konsumvereinswirtschaft inbezug auf die Festsetzung der Warenpreise usw. verwendet werden. Die Genossenschaft ist somit auf ideellster Grundlage aufgebaut und hoffen, resp. erwarten die Gründer die Unterstützung aller Konsumvereine zu erhalten. Die Ursachen der Gründung dieser Genossenschaft liegen in den erbärmlichen wirtschaftlichen Lebensverhältnissen der oberfränkischen Handwerker. Verdienste von 9 bis 10 Mark pro Woche sind schon fast die höchsten, in der Scheuertuchfabrikation sind sie oft noch niedriger. Und dieser miserablen Entlohnung steht eine beispiellose Verelendung der Faktoren, Kaufleute und Fabrikanten gegenüber. Mit Recht fragen sich die Gründer der Genossenschaft: Sollen die Arbeiter denn stets und ständig nur dem Kapitalisten die Taschen füllen? Wir sagen: Nein! Den Arbeitern soll der Ertrag ihrer Ware Arbeitskraft voll zu gute kommen! Deshalb diese Gründung. Vorerst ist die Fabrikation von Scheuertüchern aufgenommen. Es ist dies ein zu jeder Zeit gangbarer Konsumartikel, und wenn die Konsumvereine die neue Genossenschaft nur einigermaßen unterstützen, dann ist es ein Leichtes, dieselbe in die Höhe zu bringen. Die Gründer bauen auf den starken genossenschaftlichen Geist der deutschen Arbeiterklasse, an deren Solidarität die Gründung nicht scheitern kann.

Jedem den Betrieb verlassenden Scheuertuch wird der Stempel der Firma: „Oberfränkische Genossenschaftswebererei Lipperts“ aufgedrückt. Es soll dies deshalb geschehen, daß die Kunstschaff — und vor allem die Arbeiterklasse — weiß, daß die gekauften Tücher von der betreffenden Genossenschaft entstammen. Mögen deshalb die Betriederfrauen in ihren Konsumvereinen nur Scheuertücher mit dem Stempel der Genossenschaft verlangen, um so mehr, als die Gründer der Genossenschaft, durchweg Parteigenossen in führender Stellung, die Gemähr dafür bieten, daß das Unternehmen im idealem genossenschaftlichem Geiste geleitet wird. Hoch die Solidarität!

## Aus dem Gerichtssaal.

**Wegen Wahlvergehen** erhielt der Kutscher Wilhelm F. vier Wochen Gefängnis. Er hatte bei der Reichstagswahl im Kreise Niederrarnim zweimal gewählt. Für welche Partei ist nicht gesagt worden, wahrscheinlich aber für die konfessionale.

**Er ist einen Knädel mehr,** wenn er die Leute ärgern kann, der Pfarrer Riedelberger von Lechbrunn (Schwaben.) Unter anderem hatte er auch den Bürgermeister des Ortes geärgert, d. h. beleidigt. Der Pfarrer wurde deshalb vom Schöffengericht in Ulm zu 100 Mk. Geldstrafe verurteilt. In der Verhandlung stellte sich heraus, daß der Pfarrer gestohlen habe, wenn er die Leute in seiner Gemeinde recht ärgern könne, schmecke ihm das Essen noch einmal so gut und er esse dann jedesmal einen Knädel mehr.

**Der Attentatsprozeß in Madrid.** Bei dem Verhöre der Angeklagten sagte Ferrer, er habe nicht gemocht, daß Morral kurzzeit der Reise König Alfons nach Paris Bomben dorthin geschickt habe. Von der Explosion der Bombe am 31. Mai habe er mit Ueberraschung Kenntnis erhalten. Er wurde durch einen Vorfall verhindert, seine Absicht, nach Paris zu gehen, auszuführen. Ferrer bestreitet, daß er Morral Geld vorgeschossen habe, damit dieser während der Hochzeitsfeierlichkeiten nach Madrid kommen könne, sowie daß er ihn an Nachens empfohlen habe.

## Aus Nah und Fern.

**Eine Mutter für die Schulkinde** — so schreibt die „Mannheimer Volksstimme“ — bildeten die Denkmal-entwürfen am Schloß (in Mannheim). Stundenlang mußten da die kleinen in der Sonnenhitze stehen, ohne genügende Erfrischung, so daß sehr viele ohnmächtig wurden. Wenn es heutzutage Taufende gibt, die bei solchen Anlässen dabei sein müssen, so sollte man wenigstens nicht schwache Kinder ein Opfer des Hurra-patriotismus werden lassen.

**Opfer der behördlich konfessionierten Automobilererei.** Dienstag früh wollte bei der Durchfahrt der Wagen der Herkomerkonturenz auf der Dresdenerstraße in Freiberg (Sachsen) der Glasarbeiter Ziemrich einen großen Bernhardinerhund, der in Gefahr war, überfahren zu werden, retten und wurde selbst dabei von dem Wagen des Reitmeisters von Urnim (Startnummer 114) erfasst und überfahren. Der Verunglückte wurde blutüberströmt und mit verletzter Wirbelsäule ins Krankenhaus geschafft. — Von einem andern an der Fahrt teilnehmenden Automobil wurde bei der Durchfahrt durch die Stadt Altenburg ein Schulmädchen beiseite geschleudert und leicht verletzt. Bei Zschafschewitz fuhr der Wagen Nr. 39 an ein Brückengeländer und wurde vollständig zertrümmert. In Serbitz fuhr der Wagen Nr. 20 gegen ein Haus, der Vorderteil des Wagens wurde dabei stark beschädigt.

**Wegen Veruntreuung von Wertpapieren** in Höhe von nahezu 200.000 Mark wurde in Wiesbaden die Hausdame eines dort wohnhaften hochbetagten Großindustriellen verhaftet, der im Auslande sehr begütert ist. Zur Verdeckung der Veruntreuungen soll die Verhaftete verschiedene Briefe und andere Papiere ihres Herrn, bei dem sie mehrere Jahre eine angenehme Stellung hatte, gefälscht haben. Einen großen Teil der veruntreuten Wertpapiere und den daraus erzielten Erlös hat die Haushälterin ihrem Liebhaber, dem Schauspieler und Regisseur Hansen zugewendet, der sich in einer Wiesbadener Fremdenpension, ohne einer Beschäftigung nachzugehen, aufhielt. Hansen wurde gleichfalls verhaftet. In seinem Besitz wurden noch Wertpapiere in Höhe von etwa 40.000 Mark vorgefunden.

**Die Typhusepidemie in Rhendt.** Nach einer Meldung aus Rhendt teilte Bürgermeister Lehwald in der Stadtverordnetenversammlung mit, daß bisher 86 Typhusfälle vorliegen. Die Ursache sei nicht ermittelt. Der Stadtrat bewilligte zu umfangreichen Desinfektionen und zur Bekämpfung der Seuche einen unbestimmten Kredit.

**Eisenbahnunglück.** (Ämtliche Meldung aus Nachen, 6. Juni.) Heute früh um 12 Uhr 30 Minuten fuhr infolge Zugrennung der hintere auf den vorderen Teil des von der Station Brand in den Hilttenbahnhof Rote Erde einfahrenden Güterzuges 8693. Von vier Bremsern der hinteren Zugteile wurde der Hilfsbremsen Zennes aus Wonnetau getötet und Paquin schwer verletzt; sechs beladene Wagen wurden total zertrümmert. Eine Untersuchung ist eingeleitet worden.

**Von einem Zuge überfahren und getötet.** Aus München wird gemeldet: Bei einem gemeinsamen Ausflug der Unteroffiziere wollte der Unteroffizier Max Eckart vom Fußartillerieregiment Nr. 13 in Ulm auf der Fahrt von Pfrenten nach Kempen bei der Station Salzbrunn seine auf das Trittbrett gefallene Mütze aufheben. Dabei geriet er unter den Zug; es wurde ihm der Kopf abgesehen.

**Anfolge einer großen Benzinexplosion** im Hause des Maschinenhändlers Buratti in Innsbruck wurden 3 Personen schwer verletzt.

**In die Luft gesprengt.** Ein Segelschiff, das an der afrikanischen Nordküste beim Waffenschmuggel von Franzosen verfolgt wurde, ist von der Benennung in die Luft gesprengt worden. 50 Menschen sollen hierbei umgekommen sein.

**Noch gut abgegangen.** Bei der Loslösung eines großen Steines aus der alten Krahnbrücke in Prag stürzte das Gerüst ein und rief 14 Arbeiter in die Tiefe. Zehn fielen auf einen Krahn, die anderen in die hochgehende Moldau. Die letzteren konnten sämtlich gerettet werden, Sämtliche Arbeiter erlitten glücklicherweise nur leichtere Verletzungen.

**500 Häuser abgebrannt.** Eine Feuersbrunst zerstörte den Ort Stobly (Gouvernement Minsk) vollständig. 500 Häuser, das Post- und Telegraphenamt liegen in Asche. Die Lage der Einwohner ist verzweifelt.

**Als Polizisten** sind zwei Frauen im Staate New-Hampshire, Vereinigte Staaten von America, angestellt worden. Ihre besondere Aufgabe ist es, Grausamkeiten gegen Kinder und gegen Tiere zu verhindern und Verhaftungen vorzunehmen, wo Veranlassung dazu vorliegt. Die Tätigkeit

er beiden Frauen hat sich bereits als so nützlich erwiesen, als weitere Frauen in Dienst gestellt werden sollen.

**Zufolge Ausbruch der Pest in Wasra** ist für die Periode von dort eine fünf-tägige Quarantäne angeordnet worden.

**Der arme Journalist.** Wie wir der "Eastern World" entnehmen, scheint das Los der englischen Journalisten nicht viel beneidenswerter als das der deutschen zu sein. Denn sie schreibt: "Eine Zeitung zu redigieren ist selten ein Vergnügen. Falls das Blatt zuviel Anzeigen enthält, beklagen sich die Abonnenten, daß zu wenig Lesestoff darin ist. Hat es keine Anzeigen, dann heißt es: Die Zeitung ist unbeliebt und nichts wert. Nimmt der Redakteur eine Einladung an, dann spricht man hinterher von jedem Wissen, den er gegeben hat. Nimmt er sie nicht an, dann ist er hochmütig, und man sagt, es sei doch seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen, hinzugehen. Läßt er sich viel auf der StraÙe sehen, dann heißt es: er bummelet herum. Arbeitet er fleißig, dann macht man ihm den Vorwurf, daß er nicht selber nach Neuigkeiten ausgehe. Nimmt er ein langsamiges "Gingeländt" nicht auf, dann macht er sich Feinde; nimmt er es auf, dann heißt es: Na, der bringt aber auch jeden Quatsch. Unterdrückt er eine peinliche Neuigkeit aus gutmütigen Gründen, dann heißt es, er ist feige und bevorzugt gewisse Klassen. Bringt er die Neuigkeit aber, dann setzt es Kra-wall mit der betreffenden Familie und allen ihren Freunden ab. Nennt er in einem Bericht über eine Gerichtsverhandlung auf die dringenden Bitten der Familienangehörigen des Angeklagten dessen Namen nicht, so läßt er sich bestechen; nennt er den Namen, so begehrt er eine Gemütskur. Macht er einen Witz, den jemand auf sich beziehen könnte, dann ist er biffig, arrogant und unverständlich. Bleibt er mit seiner Schreiberlei stets im Schatten kühler Denkart, dann ist er ledern und langweilig. Deckt er mutig Mißstände auf, so ist er ein Revolver-Journalist; kommt er dabei sogar ins Gefängnis, so ist er ein ganz dummer Kerl. Unterläßt er es in Folge dieser süßen Erfahrungen und des Andanks der Welt für andre die Kaktanen aus dem Feuer zu holen, so ist er ein Reptil, ein elender Lohnschreiber, der für Höheres kein Interesse hat."

## Die andre Seele.

Von R. Respital.

Es war ein herrlicher Abend zur Zeit der Wetterlaunen. Die ein geheimnisvolles Echo zitterte noch durch die Lüfte der Vögelin Sanges jubel, und dazwischenklang es schlummerlieblich wie Harfen spiel, geistelt von unsichtbarer Hand. Die leuchten Knospen lauschten selig all dieser Sphärenharmonie, und ein ahnungsvoller Hauch kam über sie, ein wonniger Traum von Auserlesung; so drangen sie weiter aus sich heraus, immer weiter, umsäufelt vom sanften Winde, der ihnen erzählte vom strahlenscheinenden Leize.

Auch an das Herz des Mannes, der einsam des Weges baherschrütt, um zum nahen Walde zu gelangen, legte sich schmelzend der Abendwind. Der Wanderer indessen, der seiner kühlen Blüthen geschmeide ebensowenig beachtete, wie des Frühling's lockende Ruf, zog nur noch schwermütiger seine Straße dahin. "Was soll uns", sprach er zu sich selber, "ach, was soll uns aller Frühlingstraum! Wenn wir erwachen, so regiert auf eiskalten Throne der Winter, und unsere Hoffnungen erstarren in seiner Kälte. Alles Wähnen eines Glücks war Wähnen nur, war Wahn." Horch! Hatte ihm

da nicht jemand deutlich widersprochen? Er sah sich um: "Eindigung!" — Sicher und gewiß ist uns auf jeden Fall das Grab! — sprach er dann traurig weiter, "wohin wir auch blicken mögen, am Ende steht überall der Tod. — Über sei mir willkommen, Du Spender des traumlosen Schlafes! In deinem Garten werde ich finden, was ich vergebens suchte: die Wunderblume Vergessenheit. So im Grabe zu ruhen mit allen gestorbenen Wünschen und dem toten Weh, hinüberzusinken ins Nirwana, in die schmerzlose Stille des Nichtseins, nicht diese Lust mehr atmen brauchen, in welcher der Böselei Trösteren mit Schmerzenseufzern der Menschen ringt, schlafen... ewig... ewig..."

Auch mit der Sehnsucht nach dem Tode kann unwürdiger Kultus getrieben werden", erlönte jetzt eine Stimme von unsagbarem Wohlklang. Erschreckt schaute der Träumer auf und sah einen Greis neben sich wandeln, dessen edle Haltung und jugendglänzender Blick die ehfurchtgebietende Gestalt mit dem Schein des Rätselvollen umwoben. Und aus den schlier umergründlichen Augen sprach eine Seele, erfüllt von reinerster Menschenliebe, jener Liebe, welche dem damit Behafteten das Herz so schwer macht vor Glück.

"Ich bin", sagte nun fortgehend der Fremde zu dem stummen Frager, "die andre Seele, der Geist dieser Welt der Geburt und des Todes. Von Angesticht zu Angesticht erschaut mich indessen nur der mit dem Leiden des zweiten Gestalts Ausgezehrte; nur dem Nirwanatranten offenbare ich mich... wenn er unbewußt seinen letzten Gang geht, wenn er die Natur gewaltfam zwingen will, ihm über des Daseins Rätsel Aufklärung zu geben, wenn er anpocht an die unendliche Leere des Nils, daß sie ihm Rede stehe, wo ihr wirkliches, wahres Wesen zu finden sei..."

"Und wenn ich allberall im letzten Grunde nur entsetztlich gähnende Obe und Leere erkenne habe", entgegnete der inzwischen wieder ganz resigntierte gewordene Seelenkranke, "so habe ich den reichen Trost, daß es den besten Menschen seit alters her ebenso ergangen ist. Sie ließen uns ihr Buch zuruck, dahinein sie mit ihrem Herzblut ihre Qualen schrieben, und wir schöpfen aus diesem Brunnen Quell Labung und Erquickung. Und dort allein holen wir uns Veruhigung, sonst nirgendwo. Mit dem wunderherrlichen Gedanken der Größten aller Zeiten sein dürres Leben bevölkern zu können, das nur macht das Leben einigermaßen erträglich, diese sinnlose Maske eines unerkannten "Urwilens", der nicht müde wird, sich der intellektuellen Anschauung fortwährend in verschiedenen Formen und Qualitäten zu zeigen."

"Seltsam, wirklich seltsam", murmelte der Weltgeist, "daß doch der Mensch in den Leiden seiner Vorfahren oder Mitmenschen — die ihm gleich sind, als Erreichung desselben ursprünglichen "Willens" — Trost findet! So findet er also im tiefsten Grunde Trost in seinen eigenen Leiden und schwelgt in seinem eigenen Schmerz. Seltsam! Ein rätselhaftes, eigenartiges Lächeln umspielte einen Augenblick seine Lippen. "Junger Freund", sprach er alsdann in der ihm eigenen, klaren, eindringlichen Weise, "hättest Du jene Großen fragen können, ob sie ihre Lehren so verstanden wissen wollten, daß jeder gefühlvolle Mensch einfach so früh als möglich die Hände schlaß darniederinken lassen solle, und anstatt helfend, lindernd einzugreifen, wo es zugänglich ist, die ganze kostbare Zeit seines Lebens mit unnützen Trümmern zu verpfaffen, ich sage: die Vesten aller Guten würden Dir mit einem wohlgemeinten Mein aufgewartet haben!"

"Die ganze, kostbare, lange Zeit? Was ist's denn mit

der langen, kostbaren Zeit? Bleibt sie nicht für uns Menschen ewig am Gestern kleben? Ob ihr Maß achtzig, fünfzig oder fünfundsanzig Jahre lang ist, ist uns nicht immer, als ob alles "wie gestern" wäre? Bleibt nicht der Mensch immer auf diesem Standpunkt, daß die Zeit, wie lang sie uns auch in der Gegenwart scheint, nur ein kurzer, flüchtiger Traum ist? Es ist doch gänzlich gleichgültig, ob dieses Gestern ein Tag vor dem siebenzigsten oder dem dreißigsten Lebensjahre war; es bleibt: gestern! Je älter der Mensch wird, desto mehr begreift er die Kürze des Lebens! Was also gebe ich um eine lange Lebensdauer!"

"Die Zeit ist flüchtig", nahm sinnend der Weltgeist das Wort auf, "sie ist ein Traum, wenn man sie schmerz und sorgenlos verträumt, aber sie ist bittere Wahrheit, wenn man sie damit hindringen muß, für sich und seine Angehörigen zu arbeiten, um den Hunger zu stillen!" Fast geriet es aus dem Munde jetzt wie Jörn. "Tausende und Abertausende schreiten herab vom Sinaerturm der Erde, Millionen Menschen wimmern in jeder Minute vor körperlichen Schmerzen! Gehe einmal durch die Krankenhäuser, schreite über die Schlachtfelder, da werden sie Dir sagen, daß die Zeit nicht nur ein Traum ist, daß nicht alles "wie gestern" ist, und daß es nicht egal ist, ob das Leid einen Menschen achtzig Jahre lang zerrißt oder einen Tag lang. Nach Deinem Ideal, dem stoischen Weisen, hast Du Dich nun hiergegen mit steifer Ruhe und dummer Weisheit gewappnet, mit welchen beiden Eigenheiten Du selbst nichts anzufangen weißt, als sie aufzugeben und den Tod gleichgültig wie eine Arznei zu nehmen. Da aber trete ich Dir in den Weg und rufe Dir zu: Du Narr! Das ist noch nicht der Weisheit höchster Schlaf, wie Du wählst; ohnmal er bequem ist! Vorhin bringe Deine Kraft, wo die in Ketten geschmiedete Freiheit heimtlos durch die Lande irt! Sieh den gewaltigen Heerbaum, sieh die leuchtenden Augen der Krieger, die ihrer Göttin folgen durch Duldung, Entsagung, über lobende Schelterhausen und alle Himmel und Höllen hinweg... zur Erde! dem Siegesmorgenrot entgegen! Wie so anders erscheinen diese Vorbilder, die ihrer Kinder Land mehr lieben als ihrer Vater Land, und durch deren großes, großes leben ausfüllendes Schauen es singt und klingt: Nicht stillstehen! Nicht hinunter! Die Entwicklungslufen hinauf! Hinauf... zur Höhe...!"

Der einsame Wandersmann war bewegt geworden, diese flamenden Worte griffen ihm ans Herz. Endlich begann er stammend seinen heißen Dank hervorzubringen — da war der Geist verschwunden. Die beiden Seelen waren eins geworden. Das aber war die Wandlung in seinem Leben, daß er nun erkannt hatte: Arbeiten für die Menschheit ist wichtiger, als um sie trauern!

## Handels- und Marktnachrichten.

Schlachttiere, Viehmarkt

Der Schweinehandl. vorlieh gut. Angesüßet wurden 100 Stück, davon vom Vorber 50 Stück, vom Zueber 50 Stück. Preis: Verjandtschweine schwere 52 Mt., leichte 48—50 Mt., Lauen 40—46 Mt., und Fertel 50—58 Mt. pro 100 Pfund.

Verantwortlicher Red. für: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwabe. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Lübeck in Lübeck.

## Todesanzeige.

Am 5. Juni starb unerwartet mein lieber Mann

## Chr. Rönfeldt.

Dies zeigt allen Freunden an die trauern de Witwe

Mönn i. Bga. Louise Rönfeldt.

Für bewiesene Teilnahme und Kranzspenden bei der Beerdigung unseres lieben Entschlafenen sowie für die trostreichen Worte des Herrn Pastor Reimpel und seinen Kollegen vom Bauarbeiterverbände, Zahlst. Lübeck, sage meinen herzlichsten Dank.

Frau Maria Schlager Ww. und Familie.

Unsere Mutter, Frau Lüth, Friedenstr. 11, 11, zum morgigen Geburtstage ein dreifaches Hoch.

J. B. nebst Frau und Kinder.

Ein gut möbl. Zimmer an zwei junge Leute zu sofort zu vermieten

Briechstraße 7, l. bei der Moisinger Mlee.

Ein möbliertes Zimmer zu vermieten mit und auch ohne Pension. Georgstraße 99, pt.

## Medegew. Herren u. Damen

finden lohnende Beschäftigung gegen Fixum und Provision. Für Neuheit.

Otto Rath, 27 Mltstraße 27.

## Die Stelle des Krankentrolleure bei unserer Kasse ist befest.

Lübeck, den 5. Juni 1907.

## Der Vorstand der Ortskrankenkasse.

Billich zu verkaufen ein fast neuer Sommerpaletel, Turnergürtel und ein Damenhut, fast wie neu

Watenigmauer 8, II.

## Doppel-Sportkarre billig zu verk.

Steinradeweg 5a.

## Ein guterh. gr. Kinderwagen zu verkaufen

Erntewegstr. 10 a, part.

## Ein heller mod. Kinderwagen zu verkaufen

Glwigstraße 15, hinten I.

## Hühner und Tauben zu verk.

Schönbüdenstraße 10.

## Ein Sag pr. Ferkel zu verkaufen

Hafenstraße 52.

Bringe meinen Kaffee- und Frühstück-Salon in freundliche Erinnerung.

Aufmerksame und laubere Bedienung.

H. Hannemann, Mühlenstraße 8.

Etabhrene Schneiderin empfiehlt sich billigst. C. Rath, Sreiffenstraße 11, pt., Markt.

# Frisch wieder eingetroffen:

Ein riesig großer Posten pikanten, fetten aber schmitzfeiten Käse, Pfund nur 60 Pfg.

Sehr schöner fetter weicher Tilsiter Fettkäse, Pfund nur 40 Pfg.

Besonders billig hiesiger magerer Schinken in Stücken, Pfund 1 Mark.

## Eduard Speck, Huxstr. 80.

Wir empfehlen folgende Schriften:

- Politischer Massenstreik . . . . . 20 Pfg.
- Ein katholischer Pfarrer als Sozialdemokrat . . . . . 10 Pfg.
- Kommunale Schulpolitik . . . . . 50 Pfg.
- Wie sollen wir unsere Kinder ohne Prügel erziehen . . . . 30 Pfg.
- Was hat der Vater seinem 18jährigen Sohn zu sagen . . . 20 Pfg.
- Wie schütze ich mich als Soldat vor Misshandlungen . . . 50 Pfg.

## Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co. Johannesstraße 46.

**Touristen-Rucksäcke**  
billigst bei:  
**Diedrich Tesschau,**  
Lübeck, Breitestr. 27.  
**Messer & Waffen.**

St. Lorenz-Brauerei. Eimerbiereverkauf im "Weißen Engel", Rageburger Mlee, jeden Sonnabend von 5 bis 8 Uhr nachmittags.

**Billig! Billig!**  
Apfelsinen und Zitronen  
Australische Äpfel  
Blumenkohl, Salat, Gurken.  
Sämtliches Gemüse sehr billig.  
**Friedr. Schultz**  
nur Engelsgrube 2.

**E. BOY, Fischhandlung**  
Huxstr. 30. Telefon 115.  
Täglich frisch geräuch. Matrelen, Maie, Bücklinge, Krabben. Ger. Lachs Pfd. v. 120 Pf. an. Sonnabendmorgen, Marktstraße 46, frisch ein-treffend: Rotzunge, Cabeliau, Fischcarbonade, Brachsen, Barsche, leb. Schleie u. Aale, Goldbutt.

**Holsteinischer und mecklenburger Land-Schinken**  
im Ausschnitt per Pfund 1.60—2.00 Mark, in Stücken v. 2—5 Pfd. u. mehr Pfd. 1—120 Mt.  
Prima Schinken- und Seiten speck.  
Schultern im Ganzen per Pfund 90 Pfg.  
ff. Mecklenburger Mettwurst.  
Jernpr. 1854. **Heinr. Franck,** Wahnstr. 67.

**Frische Mehblätter**  
à Pfund 70 Pfg.  
**Frisches Mchfleisch**  
à Pfund 30 Pfg.  
**W. Holst, Bänderstraße 13a.**

Empfehlen ganz prima **Füllensfleisch** und sehr dicke **Flohmenn.**  
**Ernst Wulff** **Frau S. Becker**  
Danforthstraße 34. Fischerggrube 23.

## Billige Lebensmittel.

ff. Butter	20 Pfg.
2 ff. Butter	24 "
4 "	48 "
2 "	24 "
2 "	44 "
2 "	63 "
Gute Butter	44 "
ff. Butter	48 "
ff. Butter	48 "
Mehl	14 Pfg.
ff. Mehl	14 Pfg.
Gute Mehl	22 "
ff. Mehl	40 und 35 "
Gute Mehl	40 und 35 "

## Auf Margarine Gratis-Zugaben.

Ein Stück hart geräucherte Wurst, ein Stück 75 und 65 Pfg.

Ein Stück Zahngelbte, 4 Stück 10 Pfg. so lange da ist.

## Große Portion Mch.

Mehl, Butter, Käse, 10 Pfd. 10 Pfg.

## Eduard Speck, Huxstr. 80.

## Süße Mehblätter

Pr. süßes Eisbein 40 "

Pr. süßes Eisbein Pfd. 50 u. 55 Pf.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 85 Pf.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 1.00 Pf.

Pr. süßes Eisbein ohne Knochen 55 Pf.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 20 "

Pr. süßes Eisbein Pfd. 60 "

" süßes Eisbein 70 und 80 "

Pr. süßes Eisbein Pfd. 80 "

Pr. süßes Eisbein Pfd. 85 "

Pr. süßes Eisbein Pfd. 60 Pfg., Leberwurst 60 Pfg., Dreifachwurst 60 und 80 Pfg., Preßwurst 60 Pfg., Süßwurst 50 Pfg.

ff. Ausschnitt 1.00 Mt.

## W. Labritz, Böttcherstr. 16.

Empfehle diese Woche prima junges fettes Rindfleisch Pfund 60 Pfg.

Pr. süßes Eisbein 65 u. 70 Pfg.

Pr. süßes Eisbein 65 u. 70 Pfg.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 1.00 Pf.

## Kopffleisch

Pr. süßes Eisbein Pfd. 10 Pf.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 10 Pf.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 10 Pf.

Pr. süßes Eisbein Pfd. 10 Pf.